

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 D

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. – Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4,80 DM. – Zu beziehen durch alle Postanstalten. – Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. – Verlagssort: Oldenburg (Oldb).

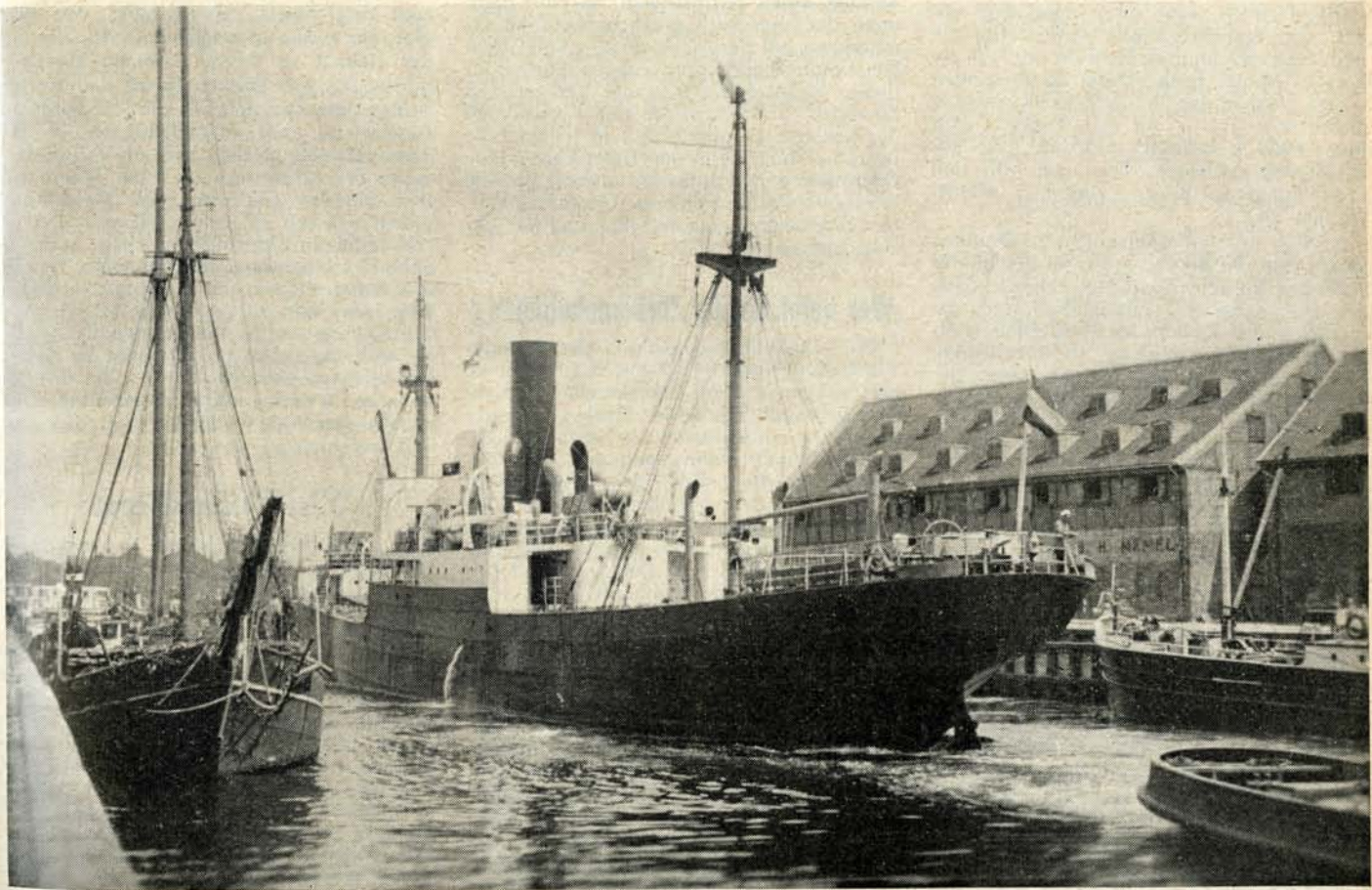


Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 50 Pf., Familienanzeigen 40 Pf., Suchanzeigen 20 Pf. – Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u. Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

118. Jahrgang

Oldenburg (Oldb) 20. Juli 1966

Nummer 14



Auf der Dange in Memel

In früheren Jahrhunderten war die Dange Memels einziger Hafen. Die alten Speicher, die Reismühle, die Heringsbrake sowie die Flachslager zeugen zum Teil bis in die Gegenwart davon. Auch als später Winterhafen und Neuer Hafen ausgebaggert wurden, als das ganze Hafufer zu einer einzigen Kaianlage gedieh, wurde die Bedeutung der Dange für den Schiffsverkehr nicht kleiner. Unser Bild zeigt einen von Schleppern bugsierten Frachter auf der Dange. Bilder, wie dieses, gibt es in Sowjet-Memel nicht mehr.

Jede zweite Beschwerde erfolgreich

10 000 verzichteten auf Beschwerde allein in Schleswig-Holstein

Die Kameradschaft der Heimkehrer in 235 Neumünster, Marienstraße 22, schreibt uns: Mit großem Interesse haben wir Ihren Artikel: „Nicht auf das Beschwerderecht verzichten“ in der Nr. 10 vom 20. Mai 1966 Ihrer Heimatzeitung gelesen. Unschwer war für uns zu erkennen, daß es sich bei dem von Ihnen erwähnten Bundesland um unser Schleswig-Holstein handelte. Hierzu dürfte vielleicht für Ihre Leser noch von Bedeutung sein:

1. Tatsächlich war **jede zweite eingelegte Beschwerde zu Recht erhoben**, daher kann Ihr Rat nur ganz dick unterstrichen werden: **Auf jeden Fall das kostenfreie Rechtsmittel der Beschwerde einlegen!**

Leider hatten in Schleswig-Holstein über 10 000 Heimkehrer, die von den Feststellungsausschüssen der Stadt- und Landkreise einen Ablehnungsbescheid erhielten, vom Beschwerderecht keinen Gebrauch gemacht, so daß die Ablehnungsbescheide Rechtskraft erhielten. Trotzdem hat unsere Sozialministerin, Frau Dr. Lena Ohnesorge, angeordnet, von amtswegen **alle** rechtskräftig gewordenen Ablehnungsbescheide der Feststellungsausschüsse **noch einmal zu überprüfen** – eine wohl in der Bundesrepublik einmalig hochherzige Tat! – mit dem Ergebnis, daß **über 1 000 Heimkehrer** plötzlich ihre Entschädigung erhielten, die ihnen von den Feststellungsausschüssen zunächst versagt worden war.

2. Nach unseren langjährigen Erfahrungen verfährt der Beschwerdeausschuß des Landes Schleswig-Holstein nach dem sehr richtigen und den anderen Bundesländern ruhig zu empfehlenden Prinzip, **im Zweifelsfalle stets für den Beschwerdeführer zu entscheiden**. Das hat zur Folge, daß nun der **Leiter der Behörde** in die Verwaltungsklage gehen muß, wenn er der Ansicht ist, daß dem Beschwerdeführer keine Entschädigung zusteht. **Beklagter** ist in diesem Falle dann der **Beschwerdeausschuß**. Das gesamte Kostenrisiko geht also zu Lasten des Staates, der letztlich ja auch die Verantwortung dafür trägt, daß das Gesetz so mißverständlich abgefaßt ist. Der Heimkehrer ist bei einem solchen „Insichprozeß“ lediglich der „Beigeladene“, der sogar seine Anwaltskosten vom Verlierer des Prozesses erstattet bekommt – natürlich nur in dem vom Gericht als notwendig anerkannten Umfange. Würde dagegen der Beschwerdeausschuß die Beschwerde zurückweisen, so steht dem Beschwerdeführer seinerseits das Recht der Verwaltungsklage zu; wenn er diesen Prozeß verliert, muß er alle Kosten, einschl. Rechtsanwalts, selbst bezahlen.

3. Nun aber kommt etwas sehr Kompliziertes, was die meisten Heimkehrer mit Recht nicht zu begreifen vermögen. Bei der vorhin erwähnten „Insichklage“, wo also der Behördenleiter den für den Heimkehrer positiven Beschluß des Beschwerdeausschusses durch die Klage beim Verwaltungsgericht anfecht, ist der **Kläger** der Direktor des Landes Versorgungsamtes Schleswig-Holstein, der **Beklagte** der Beschwerdeausschuß – vor dem Verwaltungsgericht vertreten durch seinen Vorsitzenden. Dieser Vorsitzende ist aber als Beamter des Landes Versorgungsamtes einmal dienstlicher Untergebener des obengenannten Klägers und außerdem als Beamter weisungsgebunden.

Beteiligt sich jetzt der betroffene Heimkehrer im Vertrauen auf seinen positiven Bescheid des Beschwerdeausschusses gar nicht am Prozeß, dann stehen sich bei der

Verhandlung vor dem Verwaltungsgericht als Kontrahenten allein gegenüber:

der Direktor des Landes Versorgungsamtes als **Kläger** und der Vorsitzende des Beschwerdeausschusses, der gleichzeitig der Untergebene seines Klägers ist, als **Beklagter**.

Hinzu kommt, daß die Beschlüsse des Beschwerdeausschusses durch Mehrheitsbeschluß, also eventuell sogar gegen die Stimme des Vorsitzenden gefaßt wurden. Der Vorsitzende müßte also vor dem Verwaltungsgericht in solchem Falle sogar einen Beschluß verteidigen, der gegen seine persönliche Auffassung zustandekam.

Folgerung aus diesem recht komplizierten Verfahren: Sobald der Beschwerdeführer erfährt, daß gegen den positiven Bescheid, den er auf seine Beschwerde vom Beschwerdeausschuß erhalten hat, vom Direktor des Landes Versorgungsamtes die Verwaltungsklage eingeleitet worden ist, **muß er sich unbedingt einen Rechtsanwalt zu Hilfe nehmen**, der aber auch wirklich reichliche Erfahrungen auf dem Gebiete des KgfEG hat. Die unumgänglich notwendigen Kosten für diesen Rechtsanwalt trägt der Verlierer des Prozesses, also entweder der Kläger oder der Beklagte (s. oben), also in jedem Falle der Staat und nicht der Heimkehrer. Jede Organisation in Schleswig-Holstein, die die Interessen der Heimkehrer vertritt, wird Ihren Landsleuten gern mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Wer betet für die Zurückgehaltenen?

Die Mitgliederversammlung der Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen e. V. am 11. Juni in Hamburg, im Gemeindehaus St. Michaelis, wurde ein voller Erfolg. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden, Dr. Lothar Graf zu Dohna, gab der Schriftführer, Pfarrer Marienfeld, den Jahresbericht, wobei er auf den speziellen Beitrag der Gemeinschaft in den Auseinandersetzungen um die sog. Vertriebenen Denkschrift der EKD einging, vor allem aber Dank sagte all den vielen Gliedern der Gemeinde, die sich in Wort und Schrift geäußert haben. Ihnen sei es vor allem zu danken, daß die Synode der EKD im März eine Erklärung abgeben konnte, die im großen und ganzen als hilfreich anzusehen sei. Die Gemeinschaft habe im Berichtsjahr einen erheblichen Mitgliederzuwachs zu verzeichnen. Sie sei außerdem 1965 in den Konvent der zerstreuten ev. Ostkirchen aufgenommen und arbeite nun mit in brüderlicher Gemeinschaft mit den Vertretern der 19 Vertriebenenkirchen.

In den Anträgen werden Vertriebenen Gottesdienste in Rundfunk und Fernsehen gefordert. Auch sollte die Erklärung der Synode vom März 1966 genauso umfassend an die Öffentlichkeit gebracht werden, wie die Denkschrift; sie sollte einfach allen Denkschriften, die noch verkauft werden, beigelegt werden. Außerdem sollten die Kirchenleitungen bzw. Landeskirchenämter um Auskunft darüber gebeten werden, wieviel Heimatvertriebene in kirchlichen Gremien (Presbyterien, Kreissynoden und darüber hinaus) Dienst tun.

Prof. Lic. Kruska, Berlin, sprach dann über „die Lage des Protestantismus im Osten“. Er bezeichnete Flucht und Vertreibung als die größte Katastrophe, die die ev. Kirche betroffen habe. Früher gab es dort 9 Mill. Evangelische, heute nur noch 130 000, und darunter nur noch 30 000 ev. Deutsche. Aber diese seien „kein toter Acker“, sondern

Glaube und Vertrauen zu Gott wachsen unter dem Kreuz. Am Schluß stellte Prof. Kruska die bewegende Frage, ob wir in der ev. Christenheit Deutschlands, die „weltweit“ denke und handle, nicht unseren Nächsten vergessen hätten, unsere Brüder und Schwestern in der alten Heimat. In welcher Kirche der Bundesrepublik werde für diese noch gebetet?

Ein Gottesdienst mit Feier des Abendmahls, gehalten von Prof. George, Berlin, schloß die Mitglieder-Versammlung ab.

Besuchsreise aus der Heimat in die Zone

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, aber wir wollen doch in Freude und Dankbarkeit verkünden, daß die Sowjets unseres Wissens erstmalig einem in der Heimat zurückgehaltenen Memelländer die Erlaubnis zum Besuch seiner Angehörigen in der Zone erteilten. Georg Sprogies kam mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Schwiegertochter zwar mit etwas Verspätung, aber doch noch rechtzeitig genug zu einem Familientreffen der Sprogies-Geschwister nach Wustermark, Kreis Nauen. Anlaß war die Silberhochzeit des Ehepaars Swars. Frau Ursel Swars, geb. Sprogies, war 1955 eine der ersten Memelländerinnen, die aus der Heimat zu ihrem Ehemann ausreisen durfte. Das MD konnte damals darüber berichten. Jetzt konnten sich die fünf Sprogies-Geschwister unter Freudentränen in die Arme schließen. Neben anderen Verwandten waren drei Schwestern aus Essen, Mainz und Bad Oldesloe erschienen. Die Geschwister hatten sich seit elf, zum größten Teil sogar seit 22 Jahren nicht mehr gesehen. Auch ein Sohn des Jubelpaares traf mit seiner Familie aus Wuppertal ein, um die Eltern zu begrüßen. Frau Swars ist Lehrerin in Wustermark. Trotz Mauer und Spaltung Deutschlands gibt es noch Möglichkeiten, einander zu sehen, und der Sprogies'sche Erfolg sollte uns anspornen, weitere solcher Begegnungen zu suchen. Das MD wird gern über den Verlauf berichten.

Ein Querulant

Der „Rheinische Merkur“, ein ansonsten lesenswertes Wochenblatt, erfährt regelmäßig Qualitätsminderungen, wenn sein kohlrabenschwarzes Redaktionsmaskottchen aus Bonn bei der Zeilenfüllung hilft. Kein Gedanke ist wirt, kein Ereignis unbedeutend genug, als daß nicht Paul Wilhelm Wenger ihm seine Feder leihen würde. Jüngst kulminierte diese Art des Bonner Korrespondenten in seinem Vorschlag zur Lösung des deutschen Ostproblems. In einer Diskussion mit der sowjetischen Akademie der Wissenschaften in den Spalten des „Rheinischen Merkur“ breitete Wenger sein Rezept aus: Wir sollen der UdSSR das von ihr annektierte Nordostpreußen gegen eine Reparationsleistung abkaufen, um es dann flugs den Volkspolen zu offerieren, damit diese vielleicht ein größemäßig entsprechendes Stück oderneißennahen deutschen Gebietes räumen. Dies wäre der Weg zu eitel Freundschaft und Frieden zwischen Deutschland, Polen und Rußland, meint P. W. Wenger.

Die großflächige Absurdität des Herrn Wenger verträgt es bereits in der Theorie nicht, das seinem Erfinder wahrscheinlich nicht geläufige Memelproblem zu beachten. Wir müssen ja heutzutage schon davon ausgehen, daß die deutsche „Ostpolitik“ von Leuten programmiert wird, die das rechtsrheinische Düsseldorf für eine ostdeutsche Stadt halten und jenseits der Elbe nur noch die wilden Urwälder der Slawen ahnen. Die Wengersche Landtausch-Theorie an der politischen Wirklichkeit zu messen, wollen wir uns ersparen.

Kaschkat

Was dem Frieden dient

Predigt beim Ostpreußentreffen in Düsseldorf

Römer 14, 19: Darum lasset uns dem nachstreben, was zum Frieden dient!

Friede! Selten ist ein Wort so strapaziert, mißdeutet und mißbraucht worden wie dieses. Nach Frieden schreit alle Welt, klagt, proklamiert, prophezeit, redet ihn tot... Jeder gibt ihm seine Definition von seinem Standpunkt aus... Jeder sieht darin nur seine Interessen und seinen Nutzen auf Kosten des andern. Ein Gottesdienst ist keine landsmannschaftliche Kundgebung oder Protestversammlung. Er ist auch kein Podiumsgespräch; denn hier spricht **einer**, und hier wird von einem gesprochen. Das ist unser Herr Jesus Christus, von dem die Bibel sagt: „Er ist unser Friede!“ Das ist eine seltsame Aussage. Verständlicher ist das, was die Stifter der Weltreligionen von sich selbst sagten, Buddha etwa: Ich zeige euch den Weg, auf dem ihr zum Frieden und zur ewigen Ruhe kommen könnt! Mohammed: Ich schaffe es mit Feuer und Schwert, durch Welteroberung, die gesamte Menschheit in das verlorene Paradies zurückzuführen. Darum ist der Islam bis heute eine militante Weltreligion.

Das Zeugnis der Jünger Jesu aber vor zweitausend Jahren ist dasselbe wie das seiner Gemeinde und Kirche heute: Er ist unser Friede! Ein seltsames Zeugnis gegenüber den Aussagen der Religionsstifter. Wie sollen wir das verstehen? Wenn wir im Frieden leben wollen, müssen wir in Jesus sein. Und in ihm leben heißt, in seinem Wirkungs- und Machtbereich sein, wie etwa in der Sonne oder im Wind stehen. Die Wirkungen der Sonne erfahren wir eben nicht im Schatten, und wer im Wind-Schatten bleibt, wird vom Wind nicht berührt. Wenn Jesus sich als Licht der Welt bezeichnet und das gewaltige Brausen eines Windes am ersten Pfingsttage über seine Jünger dahinfährt, dann erfahren sie die Machtwirkungen Gottes, der durch seinen zuvor verheißenen Geist neue Menschen schafft. Diese neuen Kreaturen in Christo preist Jesus in seiner Bergpredigt als „Friedensstifter“ selig. Die Jünger Jesu, Gotteskinder, die Gemeinde und Kirche sind d a r u m aufgerufen dem nachzustreben, was zum Frieden dient.

Ach, seufzen die Christen, unsere Kirche hat doch in der großen Welt und hohen Politik nicht viel mitzureden, und wenn sie ihre synodalen Erklärungen und Worte ihrer inoffiziellen Vertreter herausgibt, fühlen sich die Vertriebenen beleidigt und verletzt, und das nicht aus Empfindlichkeit; denn manche dieser Erklärungen sind in Form und Inhalt unannehmbar und verstören gerade die Vertriebenen, die nicht nur ein gutes Erbe der Väter hierher mitgebracht, sondern noch immer selbst in Treue zu ihrer Kirche halten. Sie kennen ihren Katechismus noch sehr gut: „... dazu Kleider und Schuh; Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter...“ Man muß wohl in jenem „Lande der dunklen Wälder und kristallinen Seen“ geboren sein und gelebt haben, um beurteilen zu können, wie Haus und Hof, Acker und Vieh dort an den Grenzen nach Asien hin in schwerer Arbeit aufgebaut und mit Zäunen des Friedens umgeben worden waren. Und dazu nicht Vaterland sagen zu dürfen, kann man den Vertriebenen nicht zumuten! Man muß schon einmal etwas von Immanuel Kant gehört haben, um den Beitrag Ostpreußens an Sitte und Kultur in Deutschland ermessen zu können. Zum andern: Woher stammt denn das Bild von jenem Bauern, der auf dem Kartoffelacker die Mütze abnimmt und beim Abendläuten mit

den Seinen die Hände zum Gebet faltet? Wer tut das noch hierzulande? Es gibt doch auch hier mindestens zu drei Tageszeiten ein Gebetsläuten!

Recht auf Heimat? Ja und Nein! Das, was eh und je allen Menschen, Völkern und Nationen auf Erden zugestanden wird, das sollte nur uns vorenthalten werden? Vom Vaterland zu sprechen, soll gerade unserm Volk verboten oder gar unchristlich sein, wie einige politische oder fromme Schwärmer behaupten? Davon steht nichts in der Bibel! **„Die Leugnung einer Bindung an das eigene Volk können wir nicht gutheißen. Solche Bindung ernst zu nehmen, ist dem Christen erlaubt, ja geboten... Weder Selbstgerechtigkeit noch Selbstaufgabe, sondern Selbstachtung hilft uns, unsern Nachbarvölkern frei gegenüberzutreten zu können... Die Vertreibung ist völkerrechtlich ein Unrecht... Die Denkschrift rät nicht zu einseitigem Verzicht als politischer Vorleistung... Wir bitten unsere östlichen Nachbarn... Verständnis dafür zu gewinnen, daß auch wir für die Lebensrechte des deutschen Volkes eintreten, insbesondere für seine friedliche Wiedervereinigung.“** Das ist das Ja auf unsere Frage.

Das Nein können wir am Bilde des betenden Bauern ablesen: So standen unsere Väter, die um ihres Glaubens willen ihre salzburgische Heimat verließen, so verstehen wir heute mindestens ebenso, die wir brutal aus Ostpreußen vertrieben wurden, daß all das, was Luther aufgezehlt hat, aus Gottes gnädiger Hand kommt: „Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab mein Leib und Seel und was ich hab in diesem armen Leben“. Geschenkt ist geschenkt, das ist gesetzlich geschützt. Aber es gibt selbst nach unserm Gesetz die Möglichkeit, ein Geschenk zurückzuverlangen. **„Die Vorstellungen von einer Kollektivschuld sind irrig!“** Aber der ist kein Christ, der diese guten Gaben wie Familie und Besitztum, Vaterland und Volk, Gott aus den Händen reißt und sie „wie einen Raub“ festhält, Besitzrecht

auf jeden Fall und unter allen Umständen geltend macht. Wenn der Vater seinem verlorenen Sohn alles wiedergab, was er verspielt hatte, noch ehe er sein Sprüchlein hersagte, um wieviel mehr wird der Vater im Himmel seine Kinder erhören, die ihn um seine Gaben bitten. Das ist das Recht, besser: das Vorrecht der Christen in Deutschland, der Kirche und Gemeinde Jesu, um Gottes unverdiente Gaben zu beten, und das tun wir in jedem Gottesdienst. In einer solchen demütigen Gebethaltung vergehen einem von selbst der Gedanke an Rache und die Forderung nach Revanche. Aber: Der Wolken Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann!

Frohe und getroste Gotteskinder, gehorsame und dankbare Jünger Jesu arbeiten mit allen zusammen, die sich um Frieden in der Welt bemühen. Jesus preist nur die „Friedensstifter“ selig, nicht die mit Feuer und Schwert einen Pseudofrieden schaffen wollen und nach Rache und Vergeltung schreien. Darum lasset uns dem nachstreben, was zum Frieden dient durch Jesus Christus, unsern Heiland und Erlöser aller Völker!

Pfarrer Blaesner

Die Sätze in Fettdruck sind entnommen der „Erklärung der in Berlin-Spandau zu ihrer Tagung vom 13. bis 18. März versammelten Mitglieder der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland“. Solche Blätter wurden nach dem Gottesdienst verteilt und können bei Pfarrer Alfred Blaesner, Düsseldorf, Florastraße 55a, angefordert werden.

Fischereimuseum in Polangen

In der Wilnaer Zeitung „Tiesa“ wird die Einrichtung eines Fischereimuseums ange-regt. Die Fischerei nehme einen immer wichtiger werdenden Platz in der litauischen Wirtschaft ein. Noch seien bei den Fischern viele altertümliche Geräte, Kleidungsstücke, Schmuck u. ä. vorhanden, die erfaßt werden müßten. Einiges befinde sich bereits im Memeler Museum. Es müsse aber mehr Platz geschaffen werden. Da sei das ehemalige Schloß des Grafen Tischkewitz in Polangen, das neben seiner Bestimmung als Bernsteinmuseum auch das Fischereimuseum aufnehmen könne. Zudem müsse ein Teil der Ausstellungsstücke im Freien ausgestellt werden. Es werde also nicht viel Platz gebraucht.



Sand in der Posaune

Wie weit die Posaunenbegeisterung der memelländischen Jugend ging, dafür ist diese fast 40 Jahre alte Aufnahme ein Beweis. Der Wiesener Bläserchor unternahm auch 1926 den traditionellen Dampferausflug nach Schwarzort, wo man natürlich – aber mit Instrumenten! – den Seestrand besuchte.

Schule und Kirche in Willkischken

Aus dem Kirchspiel Willkischken stammen meine Vorfahren mütterlicherseits. Der Zauber dieser Landschaft mit geheimnisvollen Wäldern, dem klaren, hellgrünen Wasser des Juraflusses, der die Jugend zu Abenteuern reizte, und dem weiten Blick vom Friedhofsberg über die Felder, übersonnelt auch meine Ferienzeiten bei den Großeltern auf dem Bauernhof.

Die Heimatliebe wuchs mit der Grenze bei allen, die dort heimisch waren. So schreibt im August 1939 mein Onkel aus Tilsit an seine Schwester in Berlin, nachdem das Memelland wieder zu Deutschland kam: „In diesen Tagen der Freude machten wir eine Radpartie zu unserer geliebten Geburtsstätte im Memelland. Von Tilsit nach Jokauden, Klein-Absteinen, Willkischken, Trageningken führte uns unser Weg durch dies herrliche weite deutsche Land. In Willkischken machten wir ausgiebige Besuche. Zuletzt war ich im Frühjahr nach der Rückgabe des Memellandes dort. Ich wollte vor allem unsern alten lieben Hof, auf dem ich geboren wurde, wiedersehen. Es war damals die Zeit der Baumbüte. Der alte große Birnbaum auf dem weiten Hof war eine einzige duftende und summende Blütensäule. Wieviele große und kleine Augustins und ihre Nachkommen beschenkte er jedes Jahr mit seinen unzähligen kleinen süßen, saftigen Birnen, die – mit Preiselbeeren aus den nahen Wäldern zusammengekocht – ein herrliches Kompott ergaben. Dieser Baum steht wie eine Eiche und überdauert gewiß noch Generationen. Auch die von mir in meiner Jugend gepflanzten Eschen an der Hofgrenze sind riesige Bäume geworden. Ebenso stehen noch die Obstbäume, die ich 1901 zusammen mit meinem Vater gepflanzt habe. Scheune, Ställe und Haus und Garten sind wie einst, und ich sehe mich in die Vergangenheit zurückversetzt, obwohl im Hause keine Angehörigen mehr zu finden sind. So viele Jahre durfte ich meine Heimat nicht sehen, nun bin ich heimgekehrt. Der alte Friedhofsberg mit seinen stillen Gräbern grüßt von weitem in das Tal der Jura. Jetzt im August ist emsiges Leben auf den Feldern und überall eine frohe Stimmung zu bemerken, als wäre es ein Aufatmen nach schwerer leidvoller Zeit. Die Sensen klingen, und der Roggen rauscht unter dem Schnitt, wie in den Tagen unserer Kindheit. Der unvergleichliche Duft und die Wärme eines Augusttages in unserer Heimat umfängt uns. Ich denke auch an die Freuden einer Bockjagd, zu der ich morgen mit dem Auto nach Kallweiten fahren werde...“

Dieses Kirchdorf Willkischken hatte eine Schule mit zwei Junglehrern und einem Schulleiter, der von allen Präztor genannt wurde. Präztor Szimmat, der um die Jahrhundertwende Schulleiter in Willkischken war, muß eine Persönlichkeit gewesen sein. Er war nicht nur ein guter, weitblickender Pädagoge, sondern auch in der Gemeinde von allen geachtet und geschätzt. So überraschte z. B. meine Mutter, die bei ihm zur Schule gegangen war, mit ihren umfassenden Geschichts- und Bibelkenntnissen bis ins hohe Alter. Bestaunten wir sie um ihrer guten Kenntnisse, dann begann sie von ihrem geliebten Lehrer Szimmat zu erzählen, von seinem vielseitigen Unterricht, von seinem Sohn Walter, der wunderbar radschlagen konnte und damit oft in Abwesenheit seines Vaters die Klasse erheiterte, und von seinen geschickten und kunstsinnigen Töchtern. Vielen Jungen gab er den Rat, bei

offensichtlich vorliegender Begabung nach Tilsit aufs humanistische Gymnasium zu gehen. Darin war er sich mit dem Pfarrer einig, der die alten Sprachen liebte. Viele seiner Schüler wurden nach ihrer Militärzeit gute Beamte, denn nur der älteste Sohn eines Bauern erbte den Hof. Ein Enkel dieses geschätzten und bedeutenden Lehrers schreibt folgenden Brief an meine Mutter, nachdem sie ihm eine alte Aufnahme von der Willkischker Schule geschickt hatte:

„Nicht allein die Tatsache, daß sie die Jugendfreundin meiner Mutter waren und mit ihr zusammen in Willkischken zur Schule gegangen sind, ist es gewesen, was mir Ihre Zeilen so wertvoll machte, sondern auch die liebende, ehrende Weise, wie Sie sich meines Großvaters erinnert haben. In meinen ersten Kinderjahren um die Jahrhundertwende und später bin ich mit meiner Mutter oft in Willkischken gewesen. Das alte Schulhaus steht mir noch genau vor Augen. Ich erinnere mich daran, wenn wir im Sommer am Abend in dem Flur nach der Straße bei offenen Türen saßen und mein Großvater seine lange Pfeife rauchte. Wie oft bin ich zum Kaufmann Bremsteller gegangen, um für den Großvater oder für die Großmutter etwas einzukaufen. Als um 1900 die Kleinbahn von Pogen nach Willkischken noch nicht gebaut war, mußten wir mit der Postkutsche von Tilsit nach Willkischken fahren. Oft holte uns aber der Großvater persönlich mit seinem Fuhrwerk von Tilsit oder von Pogen ab, wenn ich mit meiner Mutter von Insterburg kam. Ich weiß noch, als wir in einem Frühjahr entlang der Chaussee nach Willkischken fuhren und das Hochwasser der Memel die Wiesen überflutete. Mein Großvater sagte zu mir: „Ja, sieh mal, Walter, das ist das gelbe Meer.“ Er machte oft Spaß, er mag auch über diese seine Antwort heimlich geschmunzelt haben. Unvergessen bleibt mir dann auch der Augenblick, wenn nach längerer Wegstrecke die Kirchturmspitze von Willkischken als Willkommensgruß uns zuwinkte. Meine Mutter bekam dann immer feuchte Augen...“

Aus der Zeit um 1893, als der jüngste Bruder meiner Mutter in die Willkischker Schule ging, blieb ihm folgende Episode

unvergeßlich: Ein fauler Junge einer Gutsarbeiterfamilie hatte Prügel verdient. Er saß vorn auf der sogenannten Trompeterbank. Der Lehrer Calamé holte hinter dem Ofen den Tröster hervor, eine kräftige Rute, frisch im Garten von Hauptlehrer Szimmat geschnitten. Er packte den kräftigen Jungen am Kragen und versuchte, ihn über die Bank zu ziehen, um ihn zu „verwamsen“. Das gelang ihm aber nicht. Vielmehr ging der Junge in die Kniebeuge, ergriff seinen schweren Holzklumpen und schmetterte ihn seinem Lehrer ins Gesicht. Aus war der Ringkampf! Ein Auge des Lehrers schwoll an, und die Schule war beendet. Am nächsten Morgen erschien Präztor Szimmat zornig geladen in der Klasse, schwang einen anständigen Prügel, und dank seiner guten Konstitution gelang es ihm, den Missetäter über die Bank zu strecken. Da setzten auch die Paukenschläge dumpf und in schneller Folge auf die Kehrseite des Jungen ein, der aber keine Miene verzog. Als dann dem alten Herrn Szimmat die Puste ausging, war das Strafgericht beendet. Der Strafvollstrecker und der Delinquent, beide holten tief Luft und sahen sich nun eine Weile an. Die Gedanken der beiden waren dabei offensichtlich verschiedener Art. Wir anwesenden Schuljungen hatten die Schulbänke wie eine Tribüne besetzt und genossen den mordsmäßigen Spaß. Wie sich später herausstellte, war dem Übeltäter nichts passiert. Er hatte in weiser Vorahnung der kommenden Dinge ein Schaffell unter seinen Hosens festgemacht.

Eine andere Episode berichtete mein Onkel: Er besuchte damals die zweite Klasse. Eines Tages saß er ahnungslos in der Bank und folgte dem Unterricht. Da stellte der junge Lehrer eine Frage, die er nicht sofort beantworten konnte. Schon erhielt er die erste Tracht mit dem kleinen Tröster. So ging es mehrmals an einem Vormittag. Er hatte die Schläge des Tages nicht gezählt, aber er meinte, zwanzigmal hätte er gewiß den Tröster geschmeckt. Da er sich keiner Schuld bewußt war, rätselte er lange darüber, nahm aber den Strafvollzug nicht weiter tragisch. Später erfuhr er dann, der junge Lehrer hätte seine 12 Jahre ältere Schwester Berta, die ein sehr hübsches Mädchen war, umworben. Er hatte von ihr einen Korb erhalten mit der Begründung, sie müsse noch zu Hause bleiben und ihren jüngsten Bruder – eben diesen – versorgen. Die Reaktion des erbosten jungen Lehrers war nur zu verständlich.

Zum Sedanfest am 2. September wurde



Schule und Lehrerhaus in Willkischken

Dies ist der Schauplatz der Erinnerungen, von denen Alice Dilba erzählt. Im Vordergrund der historischen Aufnahme sieht man Präztor Szimmat.

ein geschlossener Ausflug aller Schulklassen nach dem Motzischer Wald organisiert. Dort vergnügte man sich mit Spielen, und zwischen den Buden mit Süßigkeiten, die die Kaufleute aus dem Dorf aufgestellt hatten, ging es sehr lustig zu. Der bedeutendere Kaufladen war der vom Bremsteller in Willkischken, einen kleineren führte der Kaufmann Kiauka.

Eine besondere Jahresfeier war Kaisers Geburtstag am 27. Januar. Dieser Tag wurde in der Schule mit dem Aufsagen langer vaterländischer Gedichte gefeiert. Die zum Deutschen Reich zählenden Länder wie Bayern, Baden, Württemberg usw. wurden in der Weise symbolisiert, daß je ein Junge und ein Mädchen eine breite Schärpe in den Farben des jeweiligen Landes, das sie darzustellen hatten, umgehängt bekamen. Lieder umrahmten die Feier. Es waren für alle erhebende unvergeßliche Stunden.

Einmal im Jahr fand die Schulvisitation statt. Dabei hatte der Pfarrer des Ortes, als damals vorgesetzte Schulbehörde, die Schü-

Donelaitis' „Jahreszeiten“ – neu übersetzt

Dr. Hermann Buddensieg, der seit zehn Jahren die im Geiste deutsch-polnischer Verständigung stehenden „Mickiewicz-Blätter“ herausgibt, hat in diesen seine neue Nachdichtung der „Jahreszeiten“ von Christian Donalitus, uns als Donelaitis bekannt, veröffentlicht. In den vier letzten Heften (27–30) ist der Gesamtabdruck der berühmten Hexameter-Dichtung erfolgt. Eine gesonderte Buchausgabe befindet sich in Vorbereitung.

Die „Metai“, vor zweihundert Jahren durch den preußisch-litauischen Pfarrer Donalitus geschaffen, sind wohl die bekannteste Dichtung in litauischer Sprache geworden. Sie entwerfen ein breit ausgemaltes Bild rustikalen Lebens in Preußisch-Litauen, das nicht nur lehrhafte Züge trägt, sondern auch voller Humor und scharfen Beobachtungen menschlicher Schwächen steckt. Der Gegensatz zwischen Bauern und Behörden,

zwischen Schärwerkern und Gutsbesitzern, zwischen Litauern und Deutschen wird oftmals stark hervorgehoben, wobei auch die Schwächen der Litauer keineswegs übersehen werden. Ziel des Werkes, das Donalitus nie gedruckt sah, war es wohl, die Litauer zur Bewahrung ihrer Eigenart inmitten einer stark von Deutschen, auch Salzbergern, geprägten Umgebung zu ermahnen, sie vom Trunk und von der Nachahmung städtischer Sitten abzuhalten. Geworden ist daraus ein Gemälde bäuerlichen Lebens voller Saft und Kraft.

Wir drucken nachfolgend eine kleine Probe aus dem „Sommer“ ab, die zugleich zeigen soll, wie prächtig sich in Buddensiegs Übersetzung die Hexameter anhören. Seit Goethes „Hermann und Dorothea“, will uns scheinen, ist unsere Sprache nicht mehr so anmutig wie hier im Sechsschritt dahingeflossen!

Grüße

auf Heimatansichtskarten erfreuen besonders!

ler zu prüfen, ob und was sie im Laufe eines Jahres gelernt hatten. Wenn dieses Examen, das recht streng war und sich über mehrere Stunden hinzog, überstanden war, durfte man zu den Marktuden laufen, die wie bei einem Volksfest auf dem freien Platz vor dem Gasthaus Bremsteller aufgestellt waren. Da gab es mancherlei Kostbarkeiten zu kaufen, die die Herzen höher schlagen ließen allein beim Anschauen. Leider waren die elterlichen „Subventionen“ für diesen Tag recht beschränkt, daß es nur zu einem bescheidenen Kringle und zu einer Pfefferminzstange reichte. Es waren trotzdem glückliche Tage.

Der damalige Pfarrer in Willkischken war ein ganz alter Herr und hieß Prellwitz. Er war sehr deutsch-national gesinnt, aufrecht und in der ganzen Gemeinde geachtet. Er war auch gegen alles Fremdländische, das nach dem Durchzug der Franzosen im Lande haften geblieben war. So hat er auch den Namen meiner Großeltern Austyn (vermutlich aus dem Schottischen) in Augustin geändert und für alle Urkunden beibehalten.

Die Kirche war sehr alt. Der Glockenturm, ein aus dicken Eichenbalken hergestellter Turm, stand abseits von der Kirche. Der alte Glöckner Staschullis war Kriegsveteran. Er mußte gleichzeitig als Balgentreter an der Orgel fungieren. Um die Jahrhundertwende wurde die Kirche wohl umgebaut.

Pfarrer Stadie wurde Nachfolger von Pfarrer Prellwitz in Willkischken. Auch er war ein Anhänger des Humanismus in der Pädagogik und empfahl seinen begabten Pfarrkindern den Besuch eines humanistischen Gymnasiums. Nach dem 1. Weltkrieg übernahm Pfarrer Leidereiter das Pfarramt in Willkischken. Von ihm wurden alle Auszüge aus den Kirchenregistern betreffend die Familie Augustin in Willkischken urkundlich bestätigt. Die älteste Eintragung über diese Familie im Kirchenregister Willkischken stammte aus dem Jahre 1777.

Es ist aufschlußreich und beglückend, auf eine so lange Geschlechterreihe zurückblicken zu können und zu wissen, wie und wo sie gelebt hat in dem Land, das in unseren Herzen immer Heimat bleiben wird, dem Memelland.

„Ach, wir Litauer, arme Tröpfe, auf Bastuhen gehend,
Können wohl niemals den Herren noch ihren Dienern je gleichen;
Aber wir müssen auch niemals an vornehmen Krankheiten kranksein.
Ach, wie viele stöhnen in Städten, auch auf den Gütern,
Wenn der Sommer allmählich sich anschickt, uns zu besuchen.
Einer plagt da mit Podagra sich und schreit toll vor Schmerzen,
Dort ein anderer mit andern Beschwerden ruft nach dem Doktor.
Ach, warum peinigen Krankheiten immer so schmerzhaft die Herren?
Warum würgt wohl die Todgöttin Giltine vorzeitig viele?
Deshalb, weil sie die Arbeit der Bauern hochnäsiger verhöhnen,
Tag für Tag stets mit Sünden und Faulenzereien sich mästen.
Sieh aber, wir von den Städtern für nichts geachtete Bauern
Schlüpfen nur etwas Buttermilch oder versäuerte Molken,
Zieh aber hurtig wie immer zur Arbeit als muntere Burschen.
Wenn wir aber zuweilen einmal vom Speck etwas schmecken
Oder wenigstens etwas von Litauer Wurst auch mal kosten,
Dann gelingt um so schöner die aufgezwungene Arbeit.“



Es war einmal . . .

Bilder von der Jahrhundertwende — Von Hermann Gelhaar

I
Nie zuvor sind während eines Menschenlebens solche grundlegenden Veränderungen auf allen Gebieten, besonders auf technischen und politischen, vor sich gegangen, wie in diesem Jahrhundert, in dessen letztem, nunmehr begonnenen Drittel der Mensch sich allen Ernstes anschiekt, den Mond zu erobern. Als besonders eindrucksvolles Beispiel dieser erlebten stürmischen Entwicklung erscheint mir das Automobil. Ich bin 1887 geboren. In diesem Jahr rollte der erste vierrädrige Wagen mit Benzinmotor des Darmstädter Ingenieurs Gottlieb Daimler über die Straßen. Inzwischen ist das Auto in den westlichen Ländern bereits zu einer Art Straßenplage geworden, fordert alljährlich allein in Deutschland mehr Opfer an Toten und Verletzten als manche Schlachten der beiden Weltkriege, hat den treuesten Helfer der Menschen seit undenklichen Zeiten, das Zugpferd, fast ganz von den Straßen verdrängt und hat das traditionelle, jahrtausendealte Wagenbauerhandwerk (schon um 2000 v. Chr. wurden Speichenräder gebaut) zum Verschwinden gebracht. Aber nicht allein das Automobil begann damals seinen Siegeszug. Auch viele andere Erfindungen, die das Leben der Menschen erleichtern und bereichern sollten, wurden um die Jahrhundertwende gemacht oder begannen sich auszuwirken. In unserer abgelegenen Heimat im Nordosten des deutschen Vaterlandes traten Neuerungen zum Teil viel später in Erscheinung als im Westen des Reiches.

Wie unsere alten Leser sich erinnern werden, war die Stadt Tilsit dank guter Bahn-, Straßen- und Dampfverbindungen der kulturelle, vor allem aber der wirtschaftliche Mittelpunkt des großen südlichen und östlichen Teiles des späteren Memelgebietes, der auch verwaltungstechnisch bis zur Abtrennung 1919 und nach der Wiederangliederung 1939 zum Kreise Tilsit-Ragnit gehörte. Im Jahre 1891 zogen meine Eltern von meinem Geburtsort Szagmanten in den Tilsiter Vorort Splitter, wo ich ab 1894 die dortige einklassige Volksschule besuchte. Wenn ich heute auf den Straßen der Städte Kinder spielen sehe, dann bedauere ich die heranwachsende Generation. Nicht allein deshalb, weil die Kinder in Gefahr sind, überfahren zu werden; sie haben immer dieselben Häuser in ihrem Viertel; und kommen sie in eine andere Stadtgegend, dann sieht es dort nicht viel anders aus. Sie bewegen sich, ohne es zu wissen, wie gefangene Mäuse in einer Käfigfalle. Ich dagegen verbrachte meine Kinderzeit sozusagen auf freier Wildbahn. Wir Jungen spielten in den Weidenbüschen am Ufer des breiten Memelstromes „Räuber und Gendarm“, badeten und angelten im Fluß, fuhren im „Tschaike“ (kleiner primitiver Kahn) an das nördliche Ufer, streiften durch das blütenübersäte, von Eisenbahn- und Straßenbrücken überspannte weite Übermemeler Wiesental, mißtrauisch beäugt von den damals noch zahlreichen Störchen, die gravitatisch im Gras stolzierend, ihre Nahrung suchten, oder wir angelten in dem toten Arm des Flusses. Wenn unter den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne und unter dem Druck des steigenden Wassers das Eis des Flusses mit Donnergetöse barst und die Fluten das weite Wiesengelände in einen kaum überschaubaren See verwandelten, dann war das ein Schauspiel, das sich für immer dem Gedächtnis einprägte. Diese relative Freiheit und Ungebundenheit in Gottes freier Natur und meine guten Eltern sind Lichtblicke meiner Kinderzeit. Ansonsten habe ich, wie

wohl alle Arbeiterkinder meines Alters, keine Ursache, der vielberufenen „guten alten Zeit“ nachzutrauern.

Die Landwirtschaft mit vorwiegend mittelgroßen Betrieben war von jeher der tragende Pfeiler im Wirtschaftsgefüge unserer Heimat. Der rasche Aufstieg der deutschen Industrie, die bereits 1874 die französische

Unser Heimatgedicht — mal modern memels drumherum

funkelnder sand lag
schneeweiß im strandmantel
die knorrigen hände
gefalten
aufgekrempelte bosenbeine
grünsten
ibr spiegelbild in grünlichem
seetang an
athletische kiefern krautten
strandeidechsen und
braunes fleisch
lüstern
denn das land strotzte
verdörrte flunderschwänze
sangen seemannslieder
im öligen bafenwasser
der mensch
strauchelte über
romantische wurzeln
stillstehend
lauthals den bärenfang
tutend wie dampfersirenen
im pilzigen moos
das nebrungsgestade winkte
mit flachen dünen
dem fischer
und möven ließen was
fallen
die molen schüttelten
die gischtperücke
tag und nacht
daß die boote zitterten
und kinder jauchzten - -

SIEGFRIED TESKE · VELBERT

Industrieproduktion überflügelt hatte, und die starke Bevölkerungszunahme (1841 rund 33 Millionen, 1933 rund 66 Millionen) gaben der Landwirtschaft, insbesondere der Viehzucht, auch in unserer abgelegenen Heimat

Auftrieb. Die ausgedehnten Wiesenflächen begünstigten die Milchwirtschaft; der Tilsiter Fettkäse wurde nicht allein in Deutschland bekannt und beliebt. Das gesunde ostpreussische Weidevieh war gesucht und die Pferdezucht berühmt. Der steigende Wohlstand der Bauern zeigte sich in immer größerer Mitgift für die Töchter, in der Anschaffung von Kutschwagen, in ausgedehnten Familienfeiern und Zusammenkünften im Dorfkrug, wo es oft mehr feucht als fröhlich zuging. Im Allgemeinen kann gesagt werden, daß die Bauern unserer Gegend tüchtig, fleißig und sparsam, nicht wenige sogar geizig waren.

Das kulturelle Leben der Bauern und Arbeiter beschränkte sich damals in der Hauptsache auf religiöse Übungen. Außer Bibel und Gesang- und Gebetbuch wurden andere Schriften kaum gelesen. Zauber-, Spuk- und Wundergeschichten beschäftigten hauptsächlich die Phantasie der Frauen. Der Kirchenbesuch am Sonntagvormittag war selbstverständlich Pflicht. Nachmittags, und im Winter oft auch an Abenden der Wochentage, dominierten die „Surinkimininkai“ (Gottesdienste in privaten Zirkeln) mit ihren Laienpredigern, deren stundenlanges Reden meistens mehr einschläfernd denn erbauend wirkte. Unter den Zuhörern, besonders den weiblichen, war es üblich, von Zeit zu Zeit vernehmlich zu seufzen, um Ergriffenheit, Reue und Bußfertigkeit anzudeuten. Eine von den Laien- und Sektenpredigern besonders eifrig bekämpfte Art Bösewicht war damals der „Antichrist“. Politisch versierte Eiferer verstanden darunter die Sozialdemokraten wegen ihrer kritischen Einstellung zu Thron und Altar und wegen ihrer trotz Strafen und Verbote nicht zu hemmenden, die Arbeitermassen in Großstädten und Industriebezirken faszinierenden Dynamik, die der herrschenden Kaste nicht geringe Sorgen bereite. In unserer Heimat trat die Sozialdemokratie vor der Jahrhundertwende kaum in Erscheinung; aber es wurde vorsorglich und eindringlich vor ihr gewarnt. Dieser „Antichrist“ sollte die Menschen dem wahren Glauben abtrünnig machen und sie vom schmalen, zum ewigen Heil führenden Pfad fort auf den breiten Weg zur Verdammnis locken. Diese von oben wohlwollend betrachteten Versammlungen wurden viel auch von jungen Leuten besucht, nicht weil sie begierig waren, den langatmigen Predigten zu lauschen; sie betrachteten die Zusammenkünfte mangels Zerstreung weltlicher Art (besonders in den Dörfern) als das, was man heute unter Freizeitgestaltung versteht.

Wenn das Hochwasser im Frühling zurückging und der Strom seine normale Breite erlangt hatte, dann dauerte es nicht lange, bis Flöße aus den Baumstämmen der riesigen russischen Wälder am Oberlauf der Memel in rascher Folge bis zum Herbst stromabwärts kamen. Im Tilsiter Vorort Splitter waren vier Dampfsägewerke, die aber nur einen Teil des geflößten Holzes verarbeiteten. Die meisten Flöße schwammen den Rußstrom hinunter und wurden durch Treideln (Schleppen mit Pferden) auf dem Anfang der siebziger Jahre gegrabenen König-Wilhelm-Kanal nach Memel-Schmelz zu den dortigen Sägewerken gebracht, die Schnittholz in beträchtlichen Mengen hauptsächlich nach England exportierten. Ich entsinne mich noch, daß die Flöße mit langen Seilen zusammengehalten waren, die aus den Ruten zäher Sträucher kunstvoll, aber sicherlich recht zeitraubend geflochten waren. Diese Seile wurden „Wietschus“ genannt. Wahrscheinlich war damals der praktische Draht nicht zu haben oder zu teuer; später wurde dann doch Draht benützt. Das Leben der russischen Flößer, „Dschimken“ genannt, schien recht romantisch, wenn an mond hellen Sommerabenden die Feuer auf den dahintreibenden Flößen loderten, auf

denen die Männer die kärgliche Mahlzeit kochten, oder wenn sie ihre schwermütigen Weisen sangen. Ihre mitten auf dem Fluß stehende Unterkunft sah einer großen Hundehütte recht ähnlich.

Ich kann mich auch noch an die „Wittinnen“ erinnern, die im Sommer vereinzelt aus Rußland stromabwärts kamen. Das waren sechs bis acht Meter lange, primitiv gebaute, breite Fahrzeuge, die außer Flachs, Fellen, Leinsaat und Getreide auch Holzteer geladen hatten, der von den vielen Fischern unserer Heimat zum Konservieren ihrer Boote gebraucht wurde. Am Bestimmungsort (sogar Königsberg) wurden Ladung und Boot verkauft. Die Wittinnen wurden bald von den viel größeren stabil gebauten Flußkähnen, „Boydaks“ genannt, verdrängt.

Wie schon bereits angedeutet, fing die deutsche Industrieproduktion vor der Jahrhundertwende steil an. Es bildete sich Kapital, das nach Anlagemöglichkeiten auch in unserer Heimat suchte. So wurde schon Ende der achtziger Jahre die Zellulosefabrik in Memel und 1895 die in Tilsit erbaut. Kurz vor der Jahrhundertwende entstanden in Memel und Tilsit Elektrizitätswerke, und Straßenbahnen wurden in Betrieb genommen. Es wurden zwar neue Arbeitsplätze geschaffen, aber sie reichten für die wachsende Bevölkerung bei weitem nicht aus. Die Folge war eine starke Abwanderung gerade der besten Arbeitskräfte in die westlichen Großstädte und Industriebezirke, wo sich die Arbeiter unter Führung der Sozialdemokraten langsam aber stetig bessere Arbeitsbedingungen erkämpfte. „Es geit noa abwärts“, hieß es, wenn jemand abwandern wollte.

Die Gutsbesitzer und Großbauern dachten nicht daran, ihren Arbeitskräften höhere Löhne zu geben und bessere Arbeitsbedingungen zu gewähren, wozu sie sehr wohl in der Lage gewesen wären; es kam genügend Ersatz aus Russisch-Litauen, wo die Massen in unbeschreiblichem Elend dahinvegetierten. Es ist sehr wohl möglich, daß die damalige russische Regierung absichtlich nichts unternahm, um die wirtschaftlichen Nöte ihrer polnischen und litauischen Grenzvölker zu lindern, weil diese sich hartnäckig allen Russifizierungsbestrebungen widersetzen. Viele Vorfahren der heutigen Amerika-Litauer flohen um die Jahrhundertwende vor der ausweglosen Not in ihrer Heimat über Memel und Tilsit, wo sie gesammelt und nach Hamburg weitergeleitet wurden, nach Amerika.

Als ich auf der Wanderschaft im Jahre 1908 nach Hamburg kam und durch die Hafenanlagen streifte, sah ich einen großen Trupp bündelbepackter Männer und Frauen, die auf ein großes Schiff geleitet wurden. Wie ich erfuhr waren es Polen, die ihrer Heimat den Rücken kehrten.

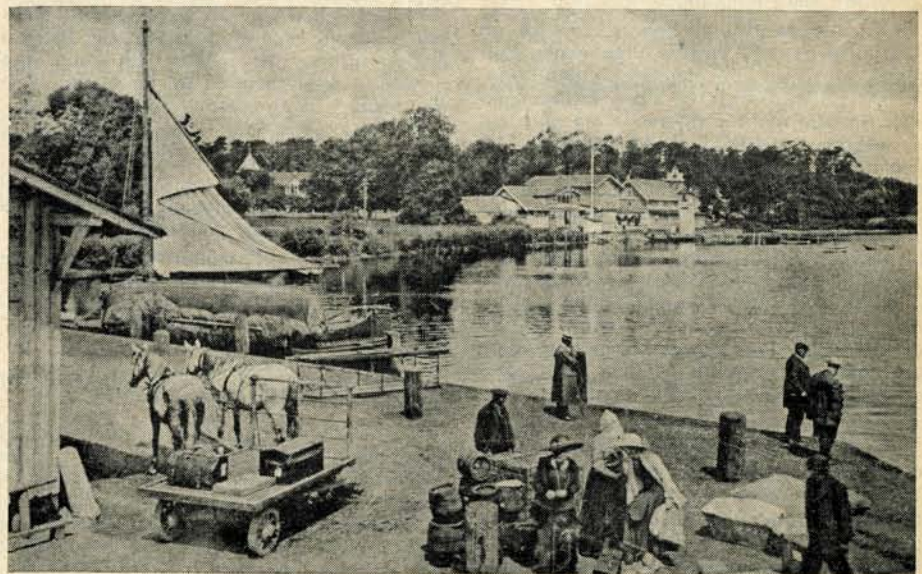
Unter ähnlich schlechten Bedingungen arbeiteten auch die einheimischen verheirateten Landarbeiter, die sogenannten „Instleute“, die nicht abwandern konnten oder mochten. Sie erhielten außer geringem Barlohn Deputatgetreide, eine Kuh zur Nutzung und Brennholz. Die Frauen waren zur Mitarbeit verpflichtet. Ich kannte eine Instfrau, die bei neunstündiger Arbeitszeit fünfzig Pfennig täglich verdiente. Die Leute brauchten nicht zu hungern, wenn der Mann nicht trank; aber sie lebten nach heutigen Begriffen sehr ärmlich, meistens in ein oder zwei Räumen mit Fußböden aus gestampftem Lehm und offener Feuerstelle. Viele waren mit ihrem Los zufrieden und auf ihre Art auch glücklich, weil sie nie ein besseres und leichteres Leben gekannt hatten. Manche dieser Männer, die dem Arbeitgeber jahrzehntlang treu dienten, hatten im Laufe der Zeit hinter dem Pflug, der Egge und Sense gehend und beim Säen mit der Hand

Entfernungen zurückgelegt, die dem Umfang der Erde am Äquator nahekamen, ohne daß sie aus ihrem engen Lebensbereich sonderlich weit hinausgekommen wären.

Die Versuche, eine Mähmaschine zu konstruieren, liegen weit zurück. Schon 1851 konnte der Amerikaner Cormick auf einer Ausstellung in London eine Mähmaschine vorführen, deren Arbeitsleistung einigermaßen befriedigte. In meinen frühesten Erinnerungen spielt eine Mähmaschine eine Rolle, die sich ein Bauer schicken ließ. Das halbe Dorf lief zusammen, um eine Maschine in Tätigkeit zu sehen, von der es hieß, sie leiste soviel, wie acht Männer mit Sensen. Diese Voraussage bestätigte sich vollauf, als zwei starke Gäule die klappernde Maschine über eine Wiese zogen. Nun wurden die Mähmaschinen auch in unserer Umgegend immer zahlreicher. Das Getreide wurde weiterhin mit Sensen gemäht, weil der Grasmäher sich dazu nicht eignete. Noch kurz nach dem ersten Weltkrieg sah ich, wie etwa 30 Sensenmänner mit ebensoviel Binderinnen ein großes Roggenfeld des Gutes Baubeln abmähten. Die Dreschmaschine mit Göpelantrieb verdrängte den Dreschflügel in unserer Heimat nur zögernd; zum Teil wohl deshalb, weil die Bauern die Arbeitskraft des Gesindes in den langen Wintermonaten besser ausnutzen wollten. Es kamen nach der Ernte auch Männer aus Russisch-Litauen, die Getreide für Verpflügung und geringen Lohn mit Flegeln ausdroschen. Allmählich siegte aber auch bei uns die Maschine selbst über die billigste menschliche Arbeitskraft. Die Dreschflügel kamen auf den Hausboden und wurden nur herausgeholt, wenn Erbsen gedroschen werden sollten.

Es mag in meinem zweiten oder dritten Schuljahr gewesen sein, als der Lehrer eines Tages sagte: „Kinder, morgen kommt ein Mann, der wird euch schöne Sachen zeigen. Bittet eure Eltern um fünf Pfennige für den Mann“. Hätte meine fromme, streng bibelgläubige Mutter geahnt, was ich hören würde, sie hätte mir die fünf Pfennige bestimmt nicht gegeben. Der Mann kam. Aus seiner Kiste holte er eine kleine Mineraliensammlung hervor und erklärte die einzelnen Stücke. Dann zeigte er durch ein Vergrößerungsglas Bilder von Schlachten aus dem Kriege 1870/71, von Paraden der Gardetruppen auf dem Tempelhofer Feld in Berlin und von Zerstörungen, die Vulkanaus-

brüche verursacht hatten. Dann zeigte er eine Elektrifiziermaschine, die ich in ähnlicher Form bereits auf dem Tilsiter Jahrmarkt gesehen, aber noch nicht probiert hatte. Ich erschrak nicht wenig, als ich in den Händen ein heftiges Kribbeln verspürte, nachdem ich zwei Messinghülsen angefaßt hatte. Zuletzt brachte er einen Apparat zum Vorschein, den noch niemand von uns Kindern gesehen hatte. Auf eine etwa fünfzehn Zentimeter lange mächtig starke, horizontal stehende Walze schob er einen aus einer wachsähnlichen Masse gefertigten Zylinder, der zu rotieren begann. Plötzlich hörten wir, wie es aus dem Apparat knisterte und kratzte. Dann begann die Maschine, noch immer mit Nebengeräuschen untermischt, aber doch verständlich, zu unserem maßlosen Erstaunen die bekannte Weihnachtsgeschichte aus dem Lukas-Evangelium zu erzählen. So still, andächtig und ergriffen haben Kinder wohl noch nie die Botschaft von der Geburt Christi gehört. Ein anderer Zylinder, den der Mann auf die Walze schob, brachte neue Überraschung. Jetzt sang der Apparat sogar, und zwar die damalige Nationalhymne: „Heil dir im Siegerkranz“. Nach der Darbietung löste sich die Spannung in lautes Jubeln auf. Die Kinder drängten zum Tisch, um die Wundermaschine genauer betrachten zu können. Der Mann brachte sie schleunigst in Sicherheit. Wir hatten einen – bereits beträchtlich verbesserten – Walzenphonograph gesehen und gehört, den Edison schon im Jahre 1877 erfand. Meine Mutter schalt mich einen Schwindler, als ich freudig erregt berichtete, was ich in der Schule gehört und gesehen hatte. Als sie aber von Nachbarinnen erfuhr, daß auch deren Kinder die Maschine sprechen und singen gehört hatten, entspann sich ein langes Palaver mit dem Ergebnis: der fremde Mann habe die Kinder verhext, und der Lehrer wäre schuld an dem Trubel, er hätte die Vorführung verhindern müssen. Auch meinem Vater, der nicht mehr ganz so hoffnungslos in den abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit gefangen war wie die meisten seiner Bekannten, kam die Sache nicht geheuer vor. Es sei unmöglich, daß ein lebloser Apparat sprechen und singen könne, wo doch Gott nicht einmal seinen lebenden Geschöpfen, den Tieren, die Gabe der Sprache verliehen habe. Es konnte sich auch seiner Meinung nach nur um Zauberei handeln. Der Walzenphonograph wurde bald



Am Landungssteg von Schwarzort

Am Haffufer hingestreckt, in den Schutz des unvergleichlichen Hochwaldes geduckt, liegt Schwarzort, die Perle der Kurischen Nehrung. So elementar die Natur in Nidden dem Menschen entgegentritt, so freundlich begrüßt Schwarzort seine Gäste. Unser Bild, von einem Nehrungsdampfer aus aufgenommen, zeigt einen Blick auf den Landungssteg, auf das Haffufer und das Luisenbad am Nordrande des Badeortes.

vom Grammophon mit Trichter und Schallplatte verdrängt. Die unentwegten Frömmelerten werteten die Erfindung als ruchlosen Eingriff in Gottes Schöpfung und als ein bedenkliches Vorzeichen des nahenden Weltunterganges, den sie mit Vorliebe an die Wand malten, wenn sie ihren abergläubischen Phantastereien Gewicht verleihen wollten. Als meine Mutter Jahrzehnte später hinfällig wurde und nicht mehr zur Kirche gehen konnte, hörte sie gern Orgel- und Chormusik von der Schallplatte.

Etwa drei bis vier Jahre, bevor das Elektrizitätswerk in Tilsit gebaut wurde, ließ der Besitzer des größten Dampfsägewerkes in Splitter, bei dem auch mein Vater arbeitete, eine elektrische Lichtanlage für seinen Betrieb installieren. Die für die Innenräume bestimmten Glühbirnen enttäuschten mich; ihr gelbliches Licht war kaum heller als das einer guten Petroleumlampe. Es waren Kohleladlampen, die Edison 1879 erfunden hatte. Umso heller erstrahlten die Bogenlampen, deren grelles Licht für Innenräume kaum, für Außenbeleuchtung aber gut geeignet war. Als die vier oder fünf auf dem großen Holzplatz verteilt, an hohen Masten hängenden Bogenlampen eines Abends zum ersten Male gleichzeitig aufleuchteten, blieben die Menschen stehen und blickten stumm in die „künstlichen Sonnen“, als ahnten sie das Heraufkommen des Lichtzeitalters. Solch eine Bogenlampe wurde einem Arbeiter im ersten Weltkrieg zum Verhängnis. Nach Errichtung des Elektrizitätswerkes ließ der Tilsiter Magistrat an größeren verkehrsreichen Plätzen an hohen Masten hängende Bogenlampen aufstellen. Der Leuchtmechanismus bestand im wesentlichen aus zwei runden Stäben in einer Milchglaskugel. Wie bei einer brennenden Kerze, wurden auch die Kohlestäbe kürzer und mußten erneuert werden. Auch auf dem großen Platz vor der Auffahrt zur Luisenbrücke, die den Memelstrom überspannt, und die Verbindung zu den Landstraßen nach Memel, Laugszargen und Schmalleningker herstellt, stand solch ein Lichtmast. Tilsit war bekanntlich, ebenso wie Memel, im ersten Weltkrieg kurze Zeit von den Russen besetzt. Ein Arbeiter kurbelte, nichts Böses ahnend, die Glasglocke herunter, um neue Kohlestäbe hineinzusetzen. In diesem Augenblick kam eine Kosakenpatrouille über die Brücke gepresst. Die Russen waren anscheinend der Ansicht, der Mann signalisiere ihre Ankunft. Sie schlugen ihn mit ihren Peitschen zusammen und zerstörten die Lampe, ehe sie in die Stadt eindringen.

Als ich fließend lesen konnte, griff ich am liebsten nach der „Tilsiter Allgemeinen Zeitung“, so oft ich ihrer habhaft werden konnte. Das Blatt berichtete über Erfindungen aller Art. Am meisten interessierten mich gelegentliche Berichte über den „Automobil“ genannten, neumodischen Wagen, der angeblich ohne Pferde und ohne Deichsel auf festen Straßen fahren konnte und auch keine Schienen brauchte, wie die bekannte Eisenbahn. Selbst mein Vater, der für mich Sachverständiger in allen technischen Fragen war, hielt die Nachricht für ausgemachten Schwindel, zumal es sich bei der Antriebskraft nicht um die bekannten Dampfmaschinen, sondern um einen Benzinmotor handeln sollte; darunter konnte er sich nichts vorstellen.

Eines Tages – es mag 1897 oder 98 gewesen sein – verbreitete sich die Nachricht, auf der Fahrt nach Riga sei ein Automobil in Tilsit angekommen und würde am nächsten Nachmittag weiterfahren. Das war eine Gelegenheit, die genutzt werden mußte! Am nächsten Morgen trabten ein Spielkamerad und ich, anstatt zur Schule zu gehen, nach der etwa vier Kilometer entfernten Stadt. Nach öfterem Fragen und längerem Suchen fanden wir das Automobil unweit vom Stadttheater, umgeben von einer Schar neugieriger Gaffer, von denen die meisten

Schuljungen und Halbwüchsige waren. Ich war enttäuscht. Nach meiner Vorstellung hätte es ein Monstrum von Fahrzeug mit viel Räderwerk sein müssen. Statt dessen sah ich einen Wagen, der einer zweisitzigen Kutsche ähnlich sah und auch nicht viel größer war. Ungewohnt war eigentlich nur seine blanke Messinghaube, das Lenkrad vor dem Vordersitz und eine herabbaumelnde Kurbel vor der Vorderachse. Der Mann, der den Wagen betreute, öffnete die Haube; aber auch darunter waren keine Räder. Er erklärte auch den Motor, aber davon begriff ich nichts. Kurz vor Mittag drehte der Mann kräftig an der Kurbel. Plötzlich begann es unter der Haube zu dröhnen, zu knallen, zu puffen und zu stinken; der ganze Wagen zitterte. Der Mann kletterte in den Vordersitz, betätigte einige Hebel, und erst langsam, dann immer schneller rollte der Wagen davon, eskortiert von einer Horde nebenherlaufender Straßenjungen. Wir mußten den Wettlauf bald aufgeben, das Auto war schneller. Mein Freund und ich hatten vor unserem Ausflug die Senge einkalku-

liert, die wir von unseren Vätern wegen Herumtreibens und vom Lehrer wegen Schwänzens der Schule möglicherweise beziehen konnten. Wir hatten uns nicht verrechnet, die Schläge trafen richtig ein. Aber wir konnten uns mit dem Auto vor den anderen Jungen brüsten, was wir unter Zuhilfenahme von viel Phantasie auch ausgiebig taten.

Bis zum ersten Weltkrieg war das Auto in unserer Heimat selten. Damals richtete es verhältnismäßig viel Unheil an, nicht weil Menschen überfahren wurden. Die Zugpferde, die die Straßen beherrschten, besonders die jungen, scheuten vor den Autos, als ahnten sie ihren Todefeind, und gingen durch, als wollten sie ihrem Untergang durch die ungewohnte Konkurrenz entfliehen. Mancher leichte Wagen blieb zertrümmert an Chausseebäumen oder in Straßengraben liegen, und mancher Bauer, der betrunken vom Wochenmarkt nach Hause fuhr und seine scheu gewordenen Gäule nicht zu zügeln vermochte, fand sich mit gebrochenen Gliedern im Krankenhaus wieder.

(Wird fortgesetzt)

JOHNNY

Lieber Dieter, lange habe ich von mir nichts hören lassen. Für uns Alte verlaufen die Tage doch ziemlich einformig. Vor kurzer Zeit hatte ich aber einen überraschenden Besuch, der Dich als alten Wassersportler und treuen Memelländer in seiner Quintessenz auch freuen wird. Vielleicht kennst Du ihn? Aber ich will nicht vorgreifen. Immer hübsch der Reihe nach.

Wie Du weißt, haben auch Ruheständler liebgewonnene Beschäftigungen, in deren Verrichtung sie sich nur ungerne stören lassen. Diesmal war es ein lange anhaltendes Geläut der elektrischen Glocke. Wahrscheinlich hatte die gute Nachbarin aufmunternd gesagt: „Man feste drücken, der hört schwer! Wenn der Schlüssel in der Tür steckt, ist er zu Hause!“ Pech! Er steckte!

Alter Mann ist doch kein D-Zug nicht! Also im P-Zug-Tempo schaukelte ich zur Haustür. Pustekuchen! Kein Mensch da! Diese Lachudders? – Damit meine ich solche Bowkes, wie ich einer vor 70 Jahren war.

Etwas verärgert will ich die Ehrenpforte schließen, da höre ich von nebenan: „Er ist da!“ Und ein Mann in den besten Jahren mit lockigem Haar, springt von der kleinen Nachbartreppe zu meiner. Ich kann ihm gerade in die lachenden Augen sehen, allerdings steht er eine Stufe tiefer.

„Ich bin der Johnny!“ Dabei tritt er auf meine Stufe. Ich blicke ihn fragend an: „Johnny?“ Der Name John kommt oft bei uns vor. Import aus England. Johnny? Hans Albers mit seinem Schifferklavier!

Er hilft mir nach! Meinen Vater werden Sie kennen, bestimmt meinen Onkel, Fahnen-träger in der Kriegerkameradschaft! Fahnen-träger? Das waren Trumms von Männern, aber keiner fiel mir ein.

„Mein Lehrer sind Sie auch gewesen! Vor 30 Jahren! In der Berufsschule!“

Ich bin nun neugierig. Wer kann es sein? Wir gehen in die Wohnung. In diesem Moment kommt meine Betreuerin, und ich lade ihn zum Essen ein; aber er lehnt ab. Er sei nur auf einen Sprung gekommen, er müsse bald weiter. Vorweggenommen, es war so ein akrobatischer, ein Schwebesprung: es wurden fast zwei Stunden, so lebhaft wurde die Unterhaltung, und sie machte mich ganz warm. – Vor mir saß ein Mann, ein Vertreter der Kriegsgeneration, vielleicht 30 Jahre jünger als ich, der die Tatsachen klar erkennt, für eine große Fa-

milie sorgen muß und es zu einem Eigenheim gebracht hat. Sicher hat er seine Erwerbssorgen auch heute noch. Aber in allen Tiefen und Höhen hat er seine Heimat nicht vergessen und arbeitet für sie auch heute. Vielleicht gerade deshalb!

Es wurde eine besinnliche Wanderung durch eine besonnte Vergangenheit in der alten Heimat, durch den Krieg, die Elendsjahre nach dem Zusammenbruch und das Wirtschaftswunder danach. Namen wurden laut und mit ihnen Menschen lebendig, die jetzt und daheim in unserem Leben von Bedeutung waren und sind, so Schulrat Meyer und sein Nachfolger, unser jetziger Präses, G. Grentz, H. A. Kurschat, den ich für mich in Anlehnung an den „Wandsbeker Boten“ M. Claudius, den MD-Boten nenne, „Archivar“ Hilpert. Auch an seine Lehrer dachte er: Grau, Kurras (Heydekrug), Kurmis und Müller (Altstadt). Und dann seine Segelkameraden Jackstadt, Tidecks und Prieß und seine Alters- und Sportgenossen, meine eigenen Jungen, die Ribbatschen und andere.

Memellandgruppe Patenstadt Mannheim

Der Vorstand beschloß, eine **Gemeinschafts-Busfahrt zum Hamburger Memelländertreffen** durchzuführen. Die Große Hafenrundfahrt in Hamburg soll außerdem der diesjährige Dampferausflug der Mannheimer Memellandgruppe sein! Die Tour nach Hamburg ist für den 24. u. 25. September geplant. Für die Mitglieder der Gruppe und deren Familienangehörigen wird der Fahrpreis **nur 35,- DM pro Person** betragen; die Hafenrundfahrt ist im Fahrpreis enthalten. **Der Fahrpreis für Nichtmitglieder beträgt 60,- DM.** Unverheiratete Einzelmitglieder der Mannheimer Memellandgruppe dürfen den Verlobten bzw. die Braut auch zum Mitgliederfahrpreis mitnehmen. **Die Hamburger Landsleute werden gebeten, die Quartierbeschaffung schon jetzt vorsorglich ins Auge zu fassen.** Um eine Übersicht über die in Hamburg möglichen Privatquartiere zu bekommen, wird gebeten, dem Hamburger 1. Vorsitzenden Emil Lepa, Hamburg-Eidelstedt, Hornack-Redder 7, die Übernachtungsmöglichkeiten (vom 24. zum 25. September) mitzuteilen. **Der Fahrkartenverkauf erfolgt ab sofort beim Vorsitzenden**

Erich Tidecks, Mannheim, Mollstr. 8
Telefon 46718

Ich bin nicht der, den alle meinen

Alfred Brust zum 75. Geburtstag / Von Rudolf Naujok

Und dann kam er auf seine jetzige Aktivität zu sprechen, er gebrauchte diesen Ausdruck auch nicht einmal schemenhaft, er sagte alles so natürlich und bescheiden, daß ich Freude und Dankbarkeit empfand, auch die kommenden Generationen werden die Heimat nicht vergessen.

Ja, seine Aktivität! Eissport! Auf dem Eisfelder See bei Neumünster haben Tepper (Rastenburg), Tidecks (Königsberg) und er diesen Sport wieder neubelebt. 30 Eissachten, unter ihnen ostpreußische, memelländische, beteiligen sich an den Regatten.

Und für die Kanuten schwebt ihm eine ähnliche Idee vor. – Sieh mal, lieber Dieter! Dies ist Idealismus in einer Zeit, in der nur Verdienst und nochmals Verdienst gefragt wird. Da steckt viel Arbeit und Zeit- und Geldverlust drin, und Mitarbeiter im MD ist unser Johnny auch noch. Es gibt doch nur eine kleine Zahl dieser Bereitwilligen, das hat mich an meinem Gast besonders gefreut.

Nun willst Du gern den Namen wissen? Er wohnte ganz in der Nähe der Stadt, dicht am Kirchhof. Der normale Weg führte rechts vor dem Bahnhof an den Beamtenhäusern vorbei über die Gleisanlagen auf eine Ziegelei. Ich bin ihn keimnal gegangen oder vielmehr nur bis zum Bahnübergang, dann verschloß eine Schranke den weiten Weg; hinter der sah es sehr sauber aus. Der unnormale Weg führte über den Triangelplatz am Kirchhof vorbei. Weißt Du noch, wo und was der Triangelplatz war; ein mehr als verwüsteter, morastiger Schutt- und Müllplatz. Zigeuner, wenn sie uns mit ihrem meist nicht erwünschten Besuch beehrten, durften oder mußten da nächtigen. Und was da sonst auf diesen abseitigen Straßen wanderte, besonders wir Jungens waren auf der sauberen Ziegelei als Gäste ebenfalls nicht erwünscht. – „Ziegler“ dachte ich schon. Aber ist nicht!

Der eine „kohlte“ Geschichten alias Märchen, schon von altersher, der andere Holz in den Meilern, der dritte schon moderner – Lehm steinhart, und der vierte brennt besonders in mageren Zeiten – aus Korn, Rüben, Kartoffeln – „vergeistigte Kartoffel“, Branntwein, schon immer eine schwarze Angelegenheit, weil der Staat das Geschäft allein machen wollte.

Kohl, Köhler, am köhlsten – so sollte der gute Branntwein gebraucht werden. – In dieser Steigerung steckt der Name unseres Johnny. Der Linquist wird meine Darstellung als stümperhaft ablehnen, das muß er wohl auch, aber Hauptsache: sie ist heiter und hilft weiter. Nun fiel auch der Groschen in mir. Vor 6–8 Jahren kam ein altes Ehepaar – die Eltern unseres Johnny – zu uns aus der alten Heimat Memel. Was mich besonders tief berührte, sie brachten – wie das MD berichtete – als Teuerstes einen Beutel Heimateerde mit, trotz allem Leid, das sie dort tragen mußten. Heute ruhen sie von dem Elend der Zeit, und die Handvoll memelländischer Erde macht das neue Bett für immer heimatlich. – Wie groß muß ihre Liebe zu unser aller Heimat gewesen sein?

Diese Johnny's, lieber Dieter, brauchen wir für unsere Arbeit, für unsere Heimat. Wenn einer in Deiner Nähe ist, Junge oder Mädel, Frau oder Mann, dann erwärme sie für die Idee des Glaubens an das Recht auf unsere Heimat. Es wird dies oft schwer sein, denn viele denken anders als wir. Die Jüngsten tragen wilde Tollen und leben sich in musikähnlichen Lauttönen aus, aber das gibt sich mit der Zeit. Und die ändern? Viele sind mutlos und müde geworden, viele sehen nur das Geschäft. Was wir Alten aufbringen müssen, das ist Geduld.

Nun, lieber Dieter! Das wäre es für heute! Herzlichen Gruß Dir, Deinen Lieben und Johnny, denn der lebt wirklich.

Dein alter Freund Pflugmesser



Nur wenig wird mehr über ihn gesprochen, doch ist er bei einzelnen seltsam lebendig. Vor kurzem hörte ich zufällig den Sender Lyon, wo ein Professor mit ebenso starker Sachkenntnis wie Verehrung von ihm sprach. Auf den wenigen Bildern, die aus dem Zusammenbruch gerettet werden konnten,

sieht man einen östlichen Kopf, ein Gesicht, in Moll sozusagen, das aber täuscht. Bestimmend sind die hohe weiße Stirn und die seltsam lebendigen Augen, die nicht zu verschleiern, als vielmehr zu bekennen trachten.

Er stammt aus dem memelländischen Grenzort Coadjuthen, wurde aber auf einer Reise seiner Mutter in Insterburg am 15. Juni 1891 geboren. Er verlebte die ersten

LETZTER TROST

Von Alfred Brust

Alles vergeht.
So auch dies.
Danke ihm früh und spät,
Der dich ins Dunkel stieß.

Denn die Kraft,
Die du am Boden findest,
Treibt auch den Schaft,
An dem du dich aufwärts windest.

Dies ist das Glück:
Jegliches Leben wird weise geendet,
In ihm, der es sendet,
Rauscht es zurück.

fünf Jahre seines Lebens bei seinen Großeltern bei Göttingen. Merkwürdigerweise ist nichts Niedersächsisches in sein Wesen eingegangen, obwohl die Psychologen behaupten, daß ein Mensch in den ersten fünf Lebensjahren endgültig geformt werde! Das ist allerdings nicht das einzige Rätsel, das uns der Dichter, man muß schon sagen „das Phänomen“, Alfred Brust aufgibt.

Dann lebte er mit den Großeltern in Tilsit, besuchte das Gymnasium bis Obersekunda und begann mit den ersten schriftstellerischen Arbeiten. Seine Göttinger Großmutter war eine geborene von Kleist, stammte aber wohl nicht aus der direkten Linie des Dichters Heinrich von Kleist. Immerhin wurde dieser Name für Brust schicksalhaft. Er identifizierte sich mit starker Intensität mit seinem großen „Ahnen“, so daß uns hier eine Wurzel seines Dichtertums offenbart wird.

In der Tat sind sein Anderssein, seine Einsamkeit, die Unbedingtheit bezüglich seiner Forderungen an die Menschen, sein Überschreiten irdischer Kausalitäten in seiner Dichtung, sein Dahintasten an den Grenzen mystisch-magischer Sagbarkeit und schließlich auch sein allzufrüher Tod in Heinrich von Kleist vorgezeichnet. Allerdings hat er das uns an Kleist wesentliche, das Preußische, nicht übernommen, sondern eher einige romantische Züge expressionistisch abgewandelt.

Aus einem wohl unbefriedigenden kaufmännischen Beruf rettete er sich in die Redaktion der „Tilsiter Zeitung“ und 1911 an eine Zeitung in Annaberg (Erzgebirge). In seine eigentlich formende Phase geriet er während des ersten Weltkrieges als Pressereferent beim Befehlshaber Oberost. Hauptmann Frenzt, der Schwiegersohn Sudermanns, hatte ihn dort hingebracht. Kowno, insbesondere Wilna und Riga, sind die äußeren Stationen. Künstler und Dichter wie Richard Dehmel, Karl Schmidt-Rottluff, Magnus Zeller, zu denen sich später Hofmantschal gesellte, wurden für ihn zu verständnisvollen Gefährten.

Entscheidend wird hier eine innere Metamorphose durch das Erlebnis der großen windoffenen Ebenen des Ostens und ihrer Menschen. Wilna, die völkergemischte Stadt, eine Art Golem-Prag, verzaubert ihn. Die russische Seele, die auch Rilke verzaubert hat, läßt in ihm einen Gegensatz zum betriebsamen, technisierten Massendasein des Westens entstehen.

Dazu sieht er die weite Ebene vom Memelstrom bis zur Düna als ein Ganzes, als eine Art „Sarmatien“, wie der vor kurzem verstorbene Dichter Johannes Bobrowski. Stark formend wirken jüdische und litauische Elemente auf ihn, das Rabbittum Wilnas, der Chassidismus, der in Martin Buber seinen weltweiten Verkünder fand. So schuf er sich unter Umgehung nationaler Kategorien einen dichterischen Raum, der halb schwebend, halb imaginär, nur wenig konkret, ihm die Möglichkeit zu allen Tiefen, allen Weiten, jedem Spiel der Phantasie gab. Er gewann ein Reich, das nicht von dieser Welt war. In dieser Atmosphäre spielen seine beiden großen Romane „Die verlorene Erde“ (Kleistpreis 1929) und „Eisbrand“, die einen Kampf himmlischer und höllischer Mächte darstellen und meistens einen einzigen Aufschrei gegen die Welt der Technik und der lebenstötenden Dämonen zugunsten des natürlichen Menschen und einer noch unberührten Natur. Vielleicht hat er, der von der Verlorenheit des Menschen zutiefst überzeugt war, und der von „Ostpreußen als im Schatten Asiens“ sprach, eine Vorahnung vom Untergang Ostdeutschlands gehabt oder mehr noch, von der Bedrohung

Esten, Letten, Litauer und Deutsche

Das Studentenbildungswerk in 6382 Friedrichsdorf (Taunus) veranstaltet vom 16. bis 22. Oktober im Hause der Hessischen Landvolk-Hochschule in Friedrichsdorf eine Studientagung mit dem in der Überschrift genannten Thema. Es soll von Referenten des In- und Auslandes über die baltischen Staaten im Spannungsfeld der Großmächte, über die deutschen Freikorps im Baltikum, über die Umsiedlung der Deutschen aus dem Baltikum 1939 und über das baltische Schicksal unter den Sowjets gesprochen werden. Diskussionen sind vorgesehen. Anmeldungen müssen bis zum 1. 8. 66 erfolgen. Die Teilnehmergebühr beträgt 20 DM. Fahrtkosten werden erstattet. Kosten für Unterkunft und Verpflegung entstehen nicht.

Wir würden uns freuen, wenn sich memelländische Studenten zu dieser Tagung anmelden und sich dort rege an der Diskussion beteiligen würden. Wer würde für das MD die Berichterstattung übernehmen?

der Atombombe. Daher sein Ausbrechen in kosmische und orphische Räume.

Zum Verständnis des Dichters muß gesagt werden, daß seine Haltung nicht politisch national zu deuten ist, sondern auf der menschlich-dichterischen Ebene liegt. Seine Vorliebe für die melancholischen Ebenen Litauens, seine Identifikation mit dem Urvolk der Pruzzen sind Sehnsuchtsträume zum Natürlichen hin, aus denen er dichterische Impulse erhuf. Vielleicht war auch etwas von Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ in ihm. Indem er fremdes Volkstum, anderes Menschentum liebend zu umfassen wußte, gewann er ungeahnte dichterische Kräfte.

Sein Stil gehört zeitgemäß zum Expressionismus, einem dynamischen Lebensgefühl, dem Absoluten, den großen archaischen Typen, einer neuen Primitivität mit anarchistischen Zügen zugewandt, voller Mystik und Magie, voller Verherrlichung des Abenteuers und des Übermenschen, des Pathetischen, des Monumentalen und einer erregenden Sinnlichkeit des Daseins. In diesem Zusammenhang müssen wir seine etwa zwanzig Spiele und Dramen sehen, die an allen großen Theatern von Reinhardt, Piscator, Jessner, Sellner und anderen bedeutenden Regisseuren der Zeit aufgeführt wurden, besonders natürlich in Königsberg. Es waren moderne Entwürfe, die im Kurt Wolf-Verlag (München) und im Horen-Verlag (Berlin) ihre adäquate Förderung erfuhren.

Auch das Ausland (Prag, Riga, Wien) brachte Uraufführungen heraus, und die kleineren Bühnen von Memel bis Aachen folgten. Allerdings gab es wegen eines zum Teil schockierten Publikums nur wenig Wiederholungen, so daß der Dichter mit seiner großen Familie – er hatte 9 Kinder, von denen 7 noch leben – kaum ein gesichertes wirtschaftliches Plateau erreichte. Bei größeren Mitteln wäre eine Heilung seines Lungenleidens wohl möglich gewesen. Alfred Brust lebte 1915–1923 in Heydekrug, dann in Cranz und schließlich in Königsberg.

Die Namen seiner Dramen, wie die „Schlacht der Heilande“, „Der ewige Mensch“, die „Tolkening-Trilogie“ mit dem Winterstück „Die Wölfe“, „Cordatus“, „Der singende Fisch“ und andere liegen den Ostpreußen wohl noch im Ohr. Über die Aufführung der „Wölfe“ im Dramatischen Theater Berlin 1924 schreibt Alfred Kerr: „Im Pfarrhaus werden Lämmer gehalten. Auch ein Wolfspaar im Käfig. Die Pastorin ist ungefähr ein Körpermensch, der Pastor ein Seelenmensch. Sie füttert die Wölfe, er die Lämmer. Kurz: Ihre Schlafzimmer sind getrennt. Ein Kraftgeschöpf mit Namen Torkel naht sich der Pastorin. Angeregten Geistes holt sie den Wolf in ihr Schlafzimmer. Man findet sie mit durchgebissener Kehle.“

Es handelt sich also um ein Sexualdrama, das die Frau als unbefriedigt in der kulturell-zivilisatorischen Atmosphäre Europas darstellt. Die etwas summarische Kritik Kerrs kann von dem wirklichen Eindruck der Aufführung nur wenig wiedergeben. Kerr, der damalige Literaturpapst von Berlin, lehnte Brust ab. Wahrscheinlich wäre es zwischen ihm und dem Dichter zu der gleichen Tragödie gekommen wie bei Sudermann, wenn nicht der Nationalsozialismus beiden die Möglichkeit zu weiterem Schaffen genommen hätte.

„Der singende Fisch“ stellt die gegenteilige These auf, die von der Reinheit der Frau. Das Drama spielt auf der Kurischen Nehrung. Der Fisch, der die Heilandssee trägt, kann singen. Wer den singenden Fisch hört, bleibt unbefleckt bis ans Ende. Die Fischertochter Anatolie entzieht sich dem Drängen ihres Bräutigams, sie will rein blei-

ben, und plötzlich hört sie den singenden Fisch, und das Marienbewußtsein erwacht in ihr.

Ich selbst habe diese Legende Mitte der zwanziger Jahre im Schauspielhaus Memel gesehen und erinnere mich noch gut der tiefen Bewegung, die beim Ton des singenden Fisches durch die Zuschauerreihen ging. Es war ein religiöses Erlebnis.

Fast alle Dramen stellen einen Kampf zwischen dunklem Triebleben und der Sehnsucht nach Erlösung dar. Brust war mehr als ein Dichter, er war ein Gottsucher, ein Prophet, ein Sektierer und Erwecker, wie es in Ostpreußen viele gab, natürlich ohne die hohen Fähigkeiten dichterischer Aussage. In seinen Forderungen war er alles andere als konziliant. Er hatte ein strenges Elitebewußtsein im Sinne eines Oben und Unten. Oben standen die Gottsucher, die Gottesmenschen, die Auserwählten, die Vollender, die wahren Könige, alles Begriffe aus seinen Spielen. Es ging ihm um den Sinn des Lebens, um ewige Fragen.

Unter den Erzählbänden wären zu nennen „Himmelsstraßen“ (Kurt Wolf, München,

1923) und „Der Lächler von Dünnersholm“ (Gräfe u. Unzer, Königsberg, 1931). Brust war ein geborener Erzähler. Er blieb auch in seinen Erzählungen in legendären, oft religiösen Bereichen.

Ein Ereignis bedeutete der Gedichtband „Ich bin“. In seiner symbolhaft leuchtenden Sprache, spontan und mühelos, tieferschürfend und weise, spricht er mit gelassener Gebärde das aus, was er zu sagen hat. Keine ekstatischen Schreie mehr, keine attackierenden Aussprüche wie in den Spielen, keine Morallehren, sondern eben Dichtung. Hier tritt auch, leicht ins Transzendente erhoben, die Heimat stärker hervor, das Haff, die Nehrung, die Moore, der Strom. In dem Gedicht „Ich bin“ gibt er die kürzeste Autobiographie, die wohl jemals ein Dichter von sich gegeben hat.

Er starb – ein Frühvollendeter – am 18. September 1934 in Königsberg, viel zu früh für diejenigen, die seine Dichtung liebten, aber wohl rechtzeitig, um den Leiden, die durch die politischen und menschlichen Wandlungen der Zeit auf ihn zukamen, zu entgehen.

Kleines Wunder im Sand

An diesem Sonntag, von dem ich erzählen will, war das Wetter sehr schön, aber der Westwind, der mir auf der Fähre meine Haare zerzauste und mir die Hosen um die Beine klatschte, ließ mich vermuten, daß ich mein Brot an der See nicht ohne Sand essen würde.

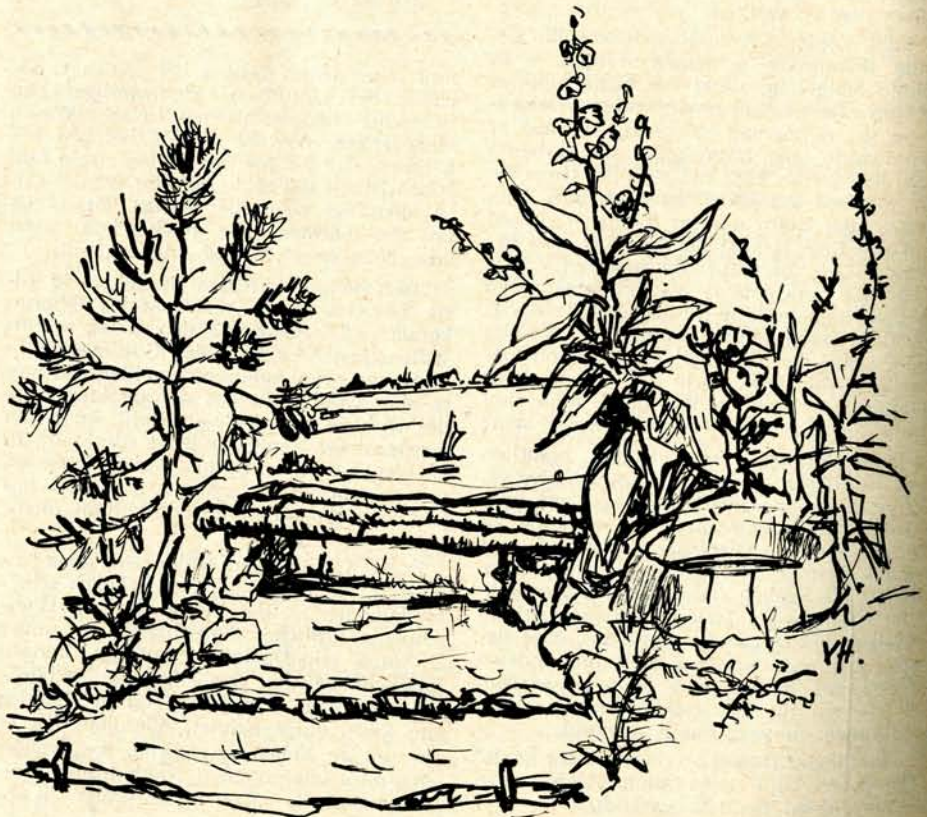
Als ich in Sandkrug von der Fähre ging, überlegte ich also nicht lange, sondern schlug den Weg am Haff entlang, Richtung Hagenshöhe, ein. Das Haff war hier unter Land ruhig. Den Wind hielten Dünen und Wald ab. Es war hier fast windstill. Blau, mit kleinen weißen Wölkchen verziert, wölbte sich der Himmel über dem glitzernden Wasser. Würzig und rein war die laue Luft.

Eine Stimmung ergriff mich, die mich in die Weite drängte. So wanderte ich, die

geschulterte Badetasche, über die ich den Bademantel gelegt hatte, auf der einen, den Fotoapparat auf der anderen Seite, in guter erwartungsvoller Laune, nach Süden.

Das Kurhaus war in ein Lazarett verwandelt. Auf der breiten Freitreppe saßen einige Soldaten, teils mit sichtbaren Verbänden, teils ohne, manche hatten Stöcke neben sich, in ihren blauweißgestreiften Anzügen herum. Einige humpelten mir auf der Straße entgegen, blasse, elende Burschen. Kleine Spötteleien flogen zu mir herüber. Lächelnd und grüßend hatte ich auch diese Gruppe hinter mir. Dann kam auch schon die letzte Villa, und ich war mit der Natur allein.

Ein bißchen verweilten meine Gedanken noch bei den armen, vom Krieg gezeichneten Menschen, denen ich eben begegnet war.



Ob sie diese Landschaft mochten? Wo mochten die einzelnen wohl zu Hause sein? Wo mochten ihre Frauen und Kinder leben? Aber bald schob ich diese Gedanken mit ihrer Traurigkeit beiseite.

Es war Sonntag. Der ganze Tag lag vor mir. Ich war jung.

Ich zog die Mundharmonika aus meiner Tasche und mit: „Alle Birken grünen in Moor und Heid“ wanderte ich weiter. Weidengebüsch und Schilf kletterten die Böschung entlang. Ein Paddelboot mit gesetztem Segel glitt in einiger Entfernung langsam und lautlos vorbei. Ein Mann mit nacktem Oberkörper saß still darin, das Paddel waagrecht vor sich, das Gesicht der Sonne zugewandt.

„Das ist der Tag des Herrn“, spielte meine Mundharmonika wie von selbst.

Nach einem Weilchen kam eine freie Stelle zum Wasser. Ein Plätzchen zum Verweilen. Der Sand, weiß und warm, lud zur Rast ein. Weiden und Kuschelfichten bildeten eine lauschige Nische. Das Wasser, blank und ganz klar, verlockte zum Bade. Meine Tasche glitt von der Schulter in den weichen Sand. Ich breitete meinen Bademantel aus und streckte mich in die Sonne.

Aber nur ein Weilchen, ein ganz kleines faules Weilchen, dann streifte ich meine Kleider ab und stand im Badeanzug auch schon am Wasser. Weich und frisch spürte ich es an meinen Zehen. Nur etwa zwei Meter weit war es an dieser Stelle flach, dann kam das tiefe Wasser. Ich schwamm ein bißchen hinaus. Wie ein Spiegel, still, war das Haff. Erst in etwa vierzig, fünfzig Metern traf der Wind auf die Fläche und kräuselte sie zu kleinen unruhigen Wellen.

Drüben, im hellen, klaren Licht, lag Schmelz. Mit seinen kleinen Häuschen zackte es den Horizont. In dem grünen Uferstreifen der Holzplätze schoben sich dunkle Schuppen mit ihren Anlegebrücken ins Wasser, von Holzstapeln gesäumt.

Ein friedliches, ruhiges Bild, von meiner Sicht aus, ohne Betriebsamkeit, fern. Nur der dünne Rauch der Häuser bestätigte das Leben dort drüben. Erfrischt und durch das Schwimmen wohligh ermüdet legte ich mich naß wie ich war, auf meinen warmen Bademantel. Und schon schlief ich.

Als ich erwachte, spürte ich Hunger. Mein Badeanzug war fast trocken. Es fröstelte mich ein wenig. Ich zog mich um. In meiner kurzen weißen Strandhose und dem dürftigen knappen Oberteil fühlte ich mich bald wohler.

Ich zog die Tasche heran und begann mit meinem kärglichen Mahl. Margarinebrot und ein Stück frische, grüne Gurke mit etwas Salz. Es schmeckte herrlich. Ein Wurstbrot und Apfel hob ich mir für später auf. Der Kaffee aus der Thermosflasche war noch sehr heiß, ich konnte den Becher kaum halten.

Erfrischt und gestärkt nahm ich meine Wanderung wieder auf. Die Poststraße lief weiter am Wasser entlang. Zwischen ihr und dem Waldrand lag jetzt eine leicht wellige, weißsandige Ebene, mit dünnem Gras, Schleierkraut und Strandhafer bewachsen.

Ein sandiger Weg führte zum Wald hinüber. Ich schlug ihn ein. Am Waldrand entlang stapfte ich weiter durch den losen Sand. Dann – wie eine Haluzination – sah ich die Eintönigkeit durch üppigen Pflanzenwuchs unterbrochen. Komisch – dort standen hohe Königskerzen. Noch nie hatte ich hier Königskerzen gesehen und überhaupt noch nie von solcher Größe. Woher konnten die in diesem unfruchtbaren Sand die Kraft nehmen?

Was dann, nähergekommen, vor mir lag, wirkte wie ein Wunder auf mich. Ein kleiner, wohlangelegter Garten, ein Garten aus

lauter Wildpflanzen! Groß und breit standen, in Gruppen zusammengefaßt, die Königskerzen, alles überragend. Dazwischen, mit ihrem dunklen Grün, kleine wohlgeformte Kiefern, Gruppen von silberglänzenden Stranddisteln, Heidekraut, Schleierkraut, gelber Nachtschatten, dann, großblättrig, Kletten, roter Mohn. Eine große Fläche war mit graurosa Katzenpfötchen bepflanzt. Aus Steinen, runden und kantigen, waren kleine Terrassen gebildet, die Zwischenräume mit zartem, grünem Moos und Linea ausgefüllt. Beifuß, Wermut und große Büschel Fuchschwanz und blaue Ochsenzungen standen da. Und alles wohlgeordnet!

Ein in vielen Kurven verschlungener Weg, von Steinen eingefast, zog sich durch diese kleine Anlage. Staunend stand ich vor diesem lieblichen Bild, diesem Wunder im Sand.

Scheu betrat ich durch die niedrige, aus Ästen und Draht gebastelte Pforte, die mit Gummiflicken als Angeln zwischen zwei röhrenförmigen Posten hing, den Garten, und betrachtete alles in dieser kleinen Wunderwelt. Kein Mensch war zu sehen. Auf einem sanften Hügel, von Kiefern umrahmt, war ein großes Faß in den Sand gelassen, bis oben mit Wasser gefüllt. Aus dem Grün der

Bäumchen lugten zwei verrostete Blecheimer. Neben der Wassertonne stand auf diesem erhöhten Platz, aus Steinen und Ästen, eine Bank, mit freiem Ausblick zum Haff.

Ich konnte nicht anders, ich setzte mich, nahm meinen Block und die Farben aus der Tasche und malte, selbstvergessen, um ein Stückchen dieses Wunders festzuhalten. Bunt und lebendig wollte ich es für meine Erinnerung. Wer mochte der Gärtner dieses mit so viel Fleiß und Sammlerleidenschaft zusammengetragenen und angelegten Gartens sein? Es verriet so viel Liebe zur Natur und so viel Sinn für Schönheit und Romantik. Ob es einer dieser Soldaten gewesen war, die mir morgens begegnet waren?

Ich habe dieses Rätsel nie gelöst. So oft es mich später auch zu diesem Fleckchen zog, meine Neugier wurde nicht gestillt. Ich traf nie einen Menschen. Ich sah aber auch später noch die Spuren der Pflege: Der Garten wurde gegossen, das Faß war immer voll Wasser. Die ordnende Hand war überall zu spüren.

Noch heute gehen meine Gedanken gern in diesem kleinen Wunder im Sand spazieren.

Vera Hedke-Karallus

Nebenerwerbsstellen in der Pfalz

Deutsche Gesellschaft für Landentwicklung baut rund 120 Wohnhäuser

Die Deutsche Gesellschaft für Landentwicklung, Geschäftsstelle Worms, seither GFK, baut vor den Toren Worms, Frankenthal und Grünstadt gegenwärtig eine größere Anzahl von Nebenerwerbsstellen für Heimatvertriebene und Sowjetzonenflüchtlinge. Das Schwergewicht der von der Deutschen Gesellschaft für Landentwicklung geplanten Stellen konzentriert sich auf Pfeddersheim bei Worms, Beindersheim und Gerolsheim bei Frankenthal/Ludwigshafen und Kirchheim (Weinstraße bei Grünstadt).

Alle vier Projekte sind in der Planung so gehalten, daß der Auswertungsrahmen der zweigeschossigen Wohnhäuser ziemlich groß ist und ein ebenso hoher Nutzeffekt erzielt wird. Selbstverständlich ist auch eine individuelle Bauweise möglich.

Die 60 Bauplätze der Beindersheimer

Siedlung sind bereits alle für vorgemerkte Siedlerbewerber vergeben. Das Hauptkontingent der Siedlerbewerber stellen, wiederum Vertriebene aus dem Donaauraum, aus Ost- und Westpreußen sowie aus Schlesien. Das Siedlungsgelände liegt nur zwei Kilometer von Frankenthal entfernt und fand wegen seiner äußerst günstigen Verkehrslage großen Zuspruch. Vierzehn Häuser sind bereits erstellt und zum Teil bereits bezogen. Mit dem Bau der weiteren Siedlerstellen wird noch in diesem Sommer begonnen werden. In Gerolsheim, etwa acht Kilometer von Frankenthal entfernt, ist die Landentwicklung Eigentümer von 40 weiteren Bauplätzen, in Kirchheim bei Grünstadt Eigentümer von fünf Plätzen und in Pfeddersheim (5 Kilometer von Worms entfernt) Eigentümer von 10 Bauplätzen.



Nebenerwerbsgruppensiedlung in Eppstein (Pfalz)

Aufn.: K.-H. Hoffmann

Da erst ein Teil der dortigen Bauplätze vergeben ist, können Antragsberechtigte heimatvertriebene oder geflüchtete Landwirte, die eine landwirtschaftliche Existenz verloren haben, oder Hoferben bzw. mitarbeitende Familienangehörige derselben, soweit sie im Besitz eines gültigen Flüchtlingsausweises A oder C sind, sich gegebenenfalls mit der Deutschen Gesellschaft für Landentwicklung in Worms, Martinsgasse 1, in Verbindung setzen. Dort wird man ihnen gerne die erforderlichen Auskünfte und Beratungen geben.

Auch die Landsiedlung Rheinland/Pfalz

baut im dortigen Raum Nebenerwerbsstellen. Diese Siedlungsgesellschaft ist ebenfalls in Pfeddersheim und Osthofen bei Worms Eigentümer von Bauplätzen. Interessenten können sich selbstverständlich auch an die Landsiedlung wenden, die in Worms, Siegfriedstr. 31, eine Nebenstelle hat. Pfeddersheim und Osthofen liegen ebenfalls sehr günstig, was auch schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß in Pfeddersheim bisher rund 130 Nebenerwerbsstellen und in Osthofen über 85 Nebenerwerbsstellen in den letzten Jahren errichtet worden sind, darunter auch einige von Memelländern.

Ho.

Die Beförderung

Eine wahre Begebenheit aus dem Stromland / Von Hans Karallus

Memelstrom und grüne Wiesen,
Gottes stille Welt am Uferand,
sei gegrüßt und sei gepriesen,
liebes Vaterhaus, mein Heimatland!

Eine stille Gegend war und ist auch heute noch das Wiesenland am Strom. Westlich der Dingker Forst und begrenzt von den Dörfern Pellehnen, Nausseden und Winge, liegt das Dörflein Uszpirden still und bescheiden. Grüne Wiesen, soweit das Auge reicht, von Leitwaren bis Übermemel und Tilsit. Ein herrliches Wiesenland; eine blühende Viehzucht und Landwirtschaft. Wir haben viel versäumt, wenn wir nicht dort waren. Dieses Land am Strom war reich an Naturschönheiten. Die Ufer der Memel mit ihren Sand- und Kiesbänken, mit stillen Ufern, mit Weiden- und Schilfpflanzen, in denen eine bunte Vogelwelt lebte, waren ein Naturparadies. Die Sprosser, unsere Nachtigallen, sangen dort, und das Wasser der Memel war so fischreich, besonders in den Altwässern.

So war es auch in Uszpirden. Hier standen die Häuser am Strom. Die Familie Kropat wohnte dort. Sie hatte einen Onkel in Ragnit, der Otto Enderweit hieß und als Bastler bekannt war. Bei Kropats baute er zum Radio eine Leitung, wobei man in die Muschel des Kopfhörers sprechen konnte. Vom Nebenzimmer aus, ungesehen, konnte Musik übertragen oder hineingesprochen werden. Und aus dem Radio ertönte dann das, was hineingesprochen wurde. So hatten die Mädels der Familie Kropat damals, vor dem Anschluß, eine Möglichkeit, selbsterdachte Nachrichten zu bringen, besonders wenn Besuch da war. Und was da alles verbrochen wurde! Diese Nachrichten gingen in Windeseile von Mund zu Mund. Zunächst sollte eine Flutwelle von Kowno aus die Memel herabkommen, und dann wurde der örtliche Fuß- und Faustballverein durch den Kriegskommandanten mit 1000 Lit Geldstrafe oder 14 Tagen Gefängnis bestraft. Alles das im Namen des Reichssenders Königsberg! Da die Geldsumme von 1000 Lit damals kaum aufzubringen war, bereiteten sich die Mitglieder des Vereins auf das Gefängnis seelisch vor. Paul Buttke meinte, wenn alle in eine Zelle kämen, dann ginge es noch! Und alles fieberte weiteren Nachrichten entgegen. Alle Tage waren die Nerven zum Zerreißen gespannt.

Dann kam die „Beförderung“. Im Zimmer bei Kropats saßen zwei Nachbarn. Nach Marschmusik meldete sich der Reichssender Königsberg mit Nachrichten. Zunächst politische Meldungen, dann Nachrichten für das Memelland. Und zuletzt: Der Milchkontrollassistent Hans Preukschat ist zum Milchoberkontrollassistenten für das Memelland befördert worden! Die Hörer und Zeugen brachten die Kunde brühwarm an den Mann. Der Betroffene selbst war zunächst ungläubig. Aber wer wollte das nicht glauben?

Und der Gastwirt Otto Kupprat hatte viel zu tun, weil der „Beförderte“ sich nicht lumpen ließ. Die Schnaps- und Bierlagen wurden derart hoch, daß selbst den Initiatoren dieses Werkes, Kropats Mädchen, angst und bange wurde. Eines Tages mußte ja der Schwindel aufkommen. Das war sonnenklar! Was würde der gute Hans Preukschat tun? Der „Beförderte“ erzählte sein Glück landauf – landab, verabschiedete sich, daß er

nun bald nicht mehr zur Kontrolle kommen werde, auch bei Gutsbesitzer Rademacher, da er „Ober“ geworden sei. Der Brief des Tierzuchtamtes Insterburg kam und kam nicht.

Dann eben flog eines Tages der Schwindel auf. Doch es ereignete sich nichts. Hans Preukschat sann jedoch nach, wie er Kropats am besten „bestrafen“ könnte. Langsam schief die Sache ein. Neue Ereignisse kamen und gingen. Aber dann zu Ostern des nächsten Jahres rauchte es bei Kropats in allen Räumen so, daß alle ins Freie flüchten mußten. Der Rauch war zum Ersticken! Das Aufreißen der Türen und Fenster half nichts. Zunächst war man ratlos. Aber jemand entdeckte dann die Bescherung! Der Schornstein war verstopft. Aber wie? Mit Heu und Reisig knallhart vollgestopft! Wo kann da der Rauch abziehen? Unmöglich! Das war die Rache des armen Hans Preukschat für die „Beförderung“. So tatsächlich und wahrlich in Uszpirden in den Jahren 1937 und 1938 geschehen. Die Uszpirder werden sich heute noch gut an diese Begebenheit erinnern.

Ja, das waren noch Zeiten; friedliche und stille Zeiten am Strom. Unsere Gedanken wandern oft in die Heimat. Mögen auch manche Höfe verkommen sein: der Strom fließt weiter ins Haff, unser Schicksalsstrom. Eines Tages wird auch sein Wasser uns wieder grüßen: uns Besitzende!

Wir bitten unsere Leser um Beachtung!

Immer wieder erhalten wir Beschwerden über mangelhafte Lieferung des „Memeler Dampfbootes“ durch die Post. Wir bitten daher unsere Leser durch Beachtung nachstehender Punkte mitzuhelfen, diese Mängel abzustellen:

1. Beschwerde beim Briefträger. 2. Wenn diese nicht hilft, Beschwerde beim zuständigen Postamt (Postzeitungsstelle). 3. Erst wenn diese keinen Erfolg hat, Beschwerde beim Verlag.

Wir bitten zu beachten, daß nicht der Verlag, sondern allein die Bundespost den Vertrieb der Zeitung vornimmt. Die Postzeitungsämter erhalten vom Verlag stets eine ausreichende Zahl von Zeitungen, um auch für verlorengegangene Sendungen Ersatz liefern zu können. Es ist uns bekannt, daß einzelne Verteilungspostämter oft nicht sorgsam bei der Lieferung der bestellten Zeitungen verfahren. Nur Beschwerden können diese Mißstände ändern.

Beachten Sie auch bitte, daß jedes Postamt Bestellungen auf das „Memeler Dampfboot“ entgegennimmt. Sie brauchen daher eine Bestellung nicht an den Verlag zu richten. Geben Sie Ihrem Briefträger nur eine kurze Bestellung für das „Memeler Dampfboot“ mit, er ist dann verpflichtet, das Bezugsgeld einzukassieren und die Zeitung zuzustellen, sobald das Bezugsgeld bezahlt wird. Der Briefträger allein hat für die Lieferung des „Memeler Dampfbootes“ zu sorgen.

Wir wissen, daß dieser durch das Postzeitungswesen bestimmte Weg den meisten Beziehern unbekannt ist. Sie werden aber verstehen, daß unter diesen Umständen die Bundespost allein für die Lieferung des „Memeler Dampfbootes“ verantwortlich sein kann, denn dem Verlag sind die Namen und die Anschrift der Postbezieher des „Memeler Dampfbootes“ überhaupt nicht bekannt. Wir erfahren lediglich die Zahl der Zeitungen, welche die einzelnen Postzeitungsämter zur Belieferung alter Bezieher braucht.

Diese Punkte gelten natürlich nicht für die Streifbandbezieher des „Memeler Dampfbootes“. Viele Landsleute lassen sich die Zeitung direkt vom Verlag per Streifband zusenden, weil sie z. B. berufstätig sind und bei der Kassierung meistens vom Postboten nicht angetroffen werden. Diese Streifbandsendungen befördert die Post wie jede andere Postsendung. Nur kassiert die Post in diesen Fällen nicht das Bezugsgeld, sondern der Bezieher zahlt das Abonnementsgeld per Zahlkarte oder Postanweisung oder Banküberweisung direkt an den Verlag.

Postbezieher müssen bei Wechsel der Wohnung oder des Wohnorts die Ummeldung bei dem örtlichen Postamt (Briefträger) mit Angabe der neuen Anschrift rechtzeitig vornehmen. Meldungen an den Verlag sind zwecklos und führen zur Verzögerung in der Belieferung.

Der Verlag des „Memeler Dampfbootes“ ist bemüht, alle auftretenden Mängel abzustellen. Helfen Sie mit, daß jeder Landsmann sein „Memeler Dampfboot“ erhält und werben Sie für Ihre Heimatzeitung!

Verlag des „Memeler Dampfboot“, 29 Oldenburg (Oldb)